



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Die Stimme Deutsch-Ostafrikas**

**Poeschel, Hans**

**Berlin, 1919**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-14077**

datacolor



IX.  
c.  
4916.

IX c 4916

# Die Stimme Deutsch-Ostafrikas



Die Engländer  
im Urteil unserer  
ostafrikanischen Neger

von

Dr. Hans Poeschel

VERLAG AUGUST SCHERL G.M.B.H. BERLIN



Staats- und  
Universitätsbibliothek Bremen

DFG

IX.

c.

4916.

IX c 4916

# Die Stimme Deutsch-Ostafrikas

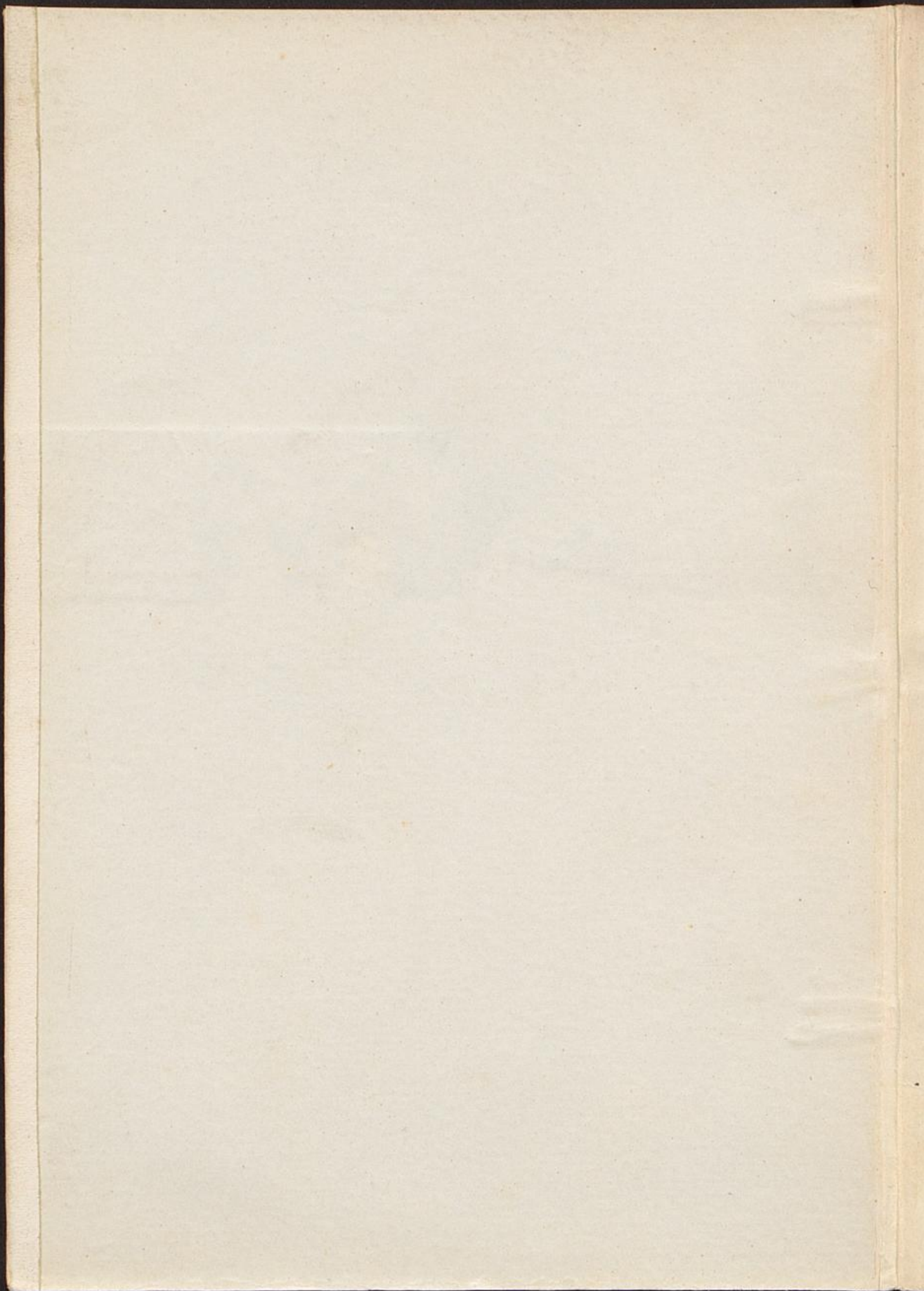


Die Engländer  
im Urteil unserer  
ostafrikanischen Neger

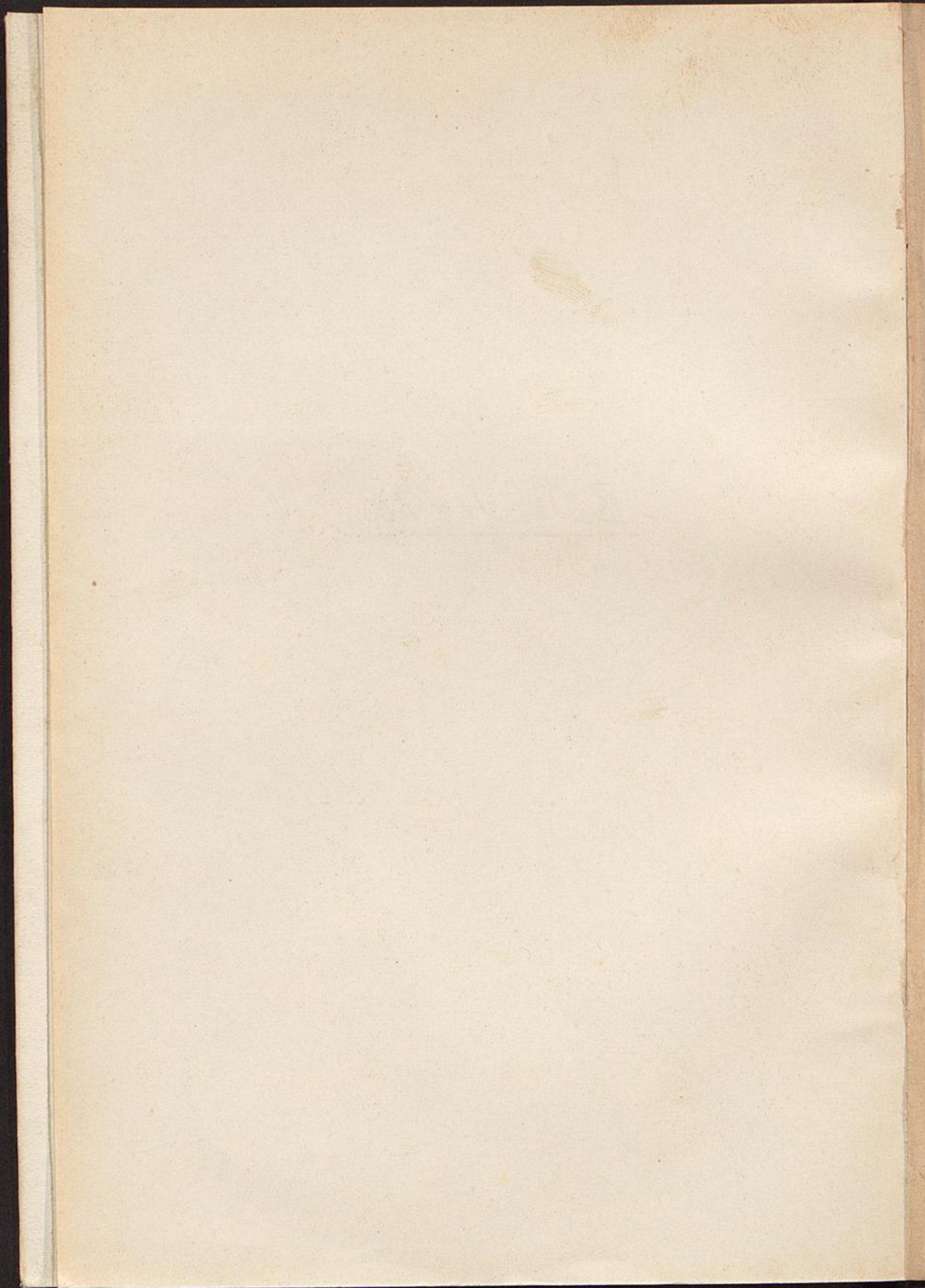
von

Dr. Hans Poeschel

VERLAG AUGUST SCHERL G.M.B.H. BERLIN



IX. c. 4916.



IX . 4916

# Die Stimme Deutsch-Ostafrikas

Die Engländer im Urtheil  
unserer ostafrikanischen Neger

Von

**Dr. Hans Poeschel**

Bezirksrichter in Deutsch-Ostafrika



Mit Geleitworten  
von Gouverneur Dr. Schnee und  
Generalmajor von Lettow-Vorbeck

IX.c.4916

1919. 1789

---

Druck und Verlag von August Scherl S. m. b. H.  
Berlin *MN*

Alle Rechte, auch das der Uebersetzung, vorbehalten.  
Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin 1919

Unser geliebtes Deutsch-Ostafrika steht in Gefahr, uns geraubt zu werden. Wir Deutsch-Ostafrikaner aber wissen, daß wir einen dauernden und festen Platz im Herzen unserer schwarzen Schützlinge erworben haben — für alle Zeiten. Dies hat der Weltkrieg am schlagendsten bewiesen. Die Traditionen sind geschaffen, und die Eingeborenen werden immer wieder ihre eigenen Heldentaten ihren Kindern und Kindeskindern erzählen, ihre Heldentaten, die sie unter Führung der Deutschen vollbracht haben. Und ebenso wie die Schwarzen das nie vergessen werden, so darf es auf unserer Seite auch nicht geschehen. Wir Deutschen müssen dieser unvergleichlichen Treue für alle Zeiten einen Platz in unserer Geschichte einräumen und einen Platz in unserem Herzen.

Doktor Poeschel ist wohl berufen, unsere Schwarzen zu schildern, die er aus seiner mehrjährigen Dienstzeit in Deutsch-Ostafrika kennt. Er zeigt nur allzugut, wie unser Feind durch Lügen den Versuch macht, der Welt vorzutäuschen, daß unsere Eingeborenen uns abtrünnig geworden seien und die englische Herrschaft vorzögen. Doktor Poeschel hat eine Menge Material gesammelt, das deutlich genug erkennen läßt, „was ist die Wahrheit“.

Ich selbst bin überzeugt, daß die Schwarzen sehnsüchtig auf den Zeitpunkt warten, an dem wir zurückkehren. Ich er-

innere nur daran, wie die Eingeborenen im Labora-Bezirk kürzlich beim Anblick eines Deutschen schrien: „Wadeutschirudini“ (lehrt zurück, Ihr Deutschen). Ich bin sicher, daß dieser Schrei, wenn auch unausgesprochen, unaufhörlich aus den Herzen unserer ostafrikanischen Eingeborenen emporsteigt.

Schnee.

Nicht Kriegslust oder militärischer Ehrgeiz waren es, was der ostafrikanischen Schutztruppe ihre Spannkraft und Ausdauer gegeben hat. Es war vielmehr das Bewußtsein, auch abgeschnitten von der Heimat, unter der Tropensonne Afrikas eine unerbittliche Pflicht erfüllen zu müssen. Wir mußten, soweit es in unsern Kräften stand, dazu beitragen, der schwerringenden Heimat die Führung des Krieges zu erleichtern, indem wir den Feind bis zum Schluß zum Einsatz starker Kräfte nötigten, die ihm an anderer Stelle fehlten.

Wenn ich mir die Frage vorlege, auf welchen Grundlagen die Widerstandskraft Deutsch-Ostafrikas beruhte, so muß ich die treue Haltung der Eingeborenen an erster Stelle nennen. Immer aufs neue während des Feldzuges trat uns die Tatsache entgegen, daß unter der einheimischen Bevölkerung das Vertrauen und die Zuneigung zu uns in einem Maße Wurzel gefaßt hatten, das selbst den Eingeweihten in Erstaunen setzte. Bei den Operationen der fechtenden Truppe konnte stets als sicherer Faktor eingesetzt werden, daß ihr das friedliche Volk in materieller und moralischer Hinsicht einen zuverlässigen Rückhalt bot.

Ich habe aus den Erfahrungen der langen Kriegszeit die unerschütterliche Ueberzeugung gewonnen, daß die Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas sich unter deutscher Oberhoheit

wohlgeföhlt haben und ihre Wiederkehr wünschē. Die nähere Bekanntschaft mit den derzeitigen Oskupationsmächten hat überall, soweit meine Beobachtungen reichen, die gute Meinung unserer Schwarzen von uns nur vertieft und verstärkt.

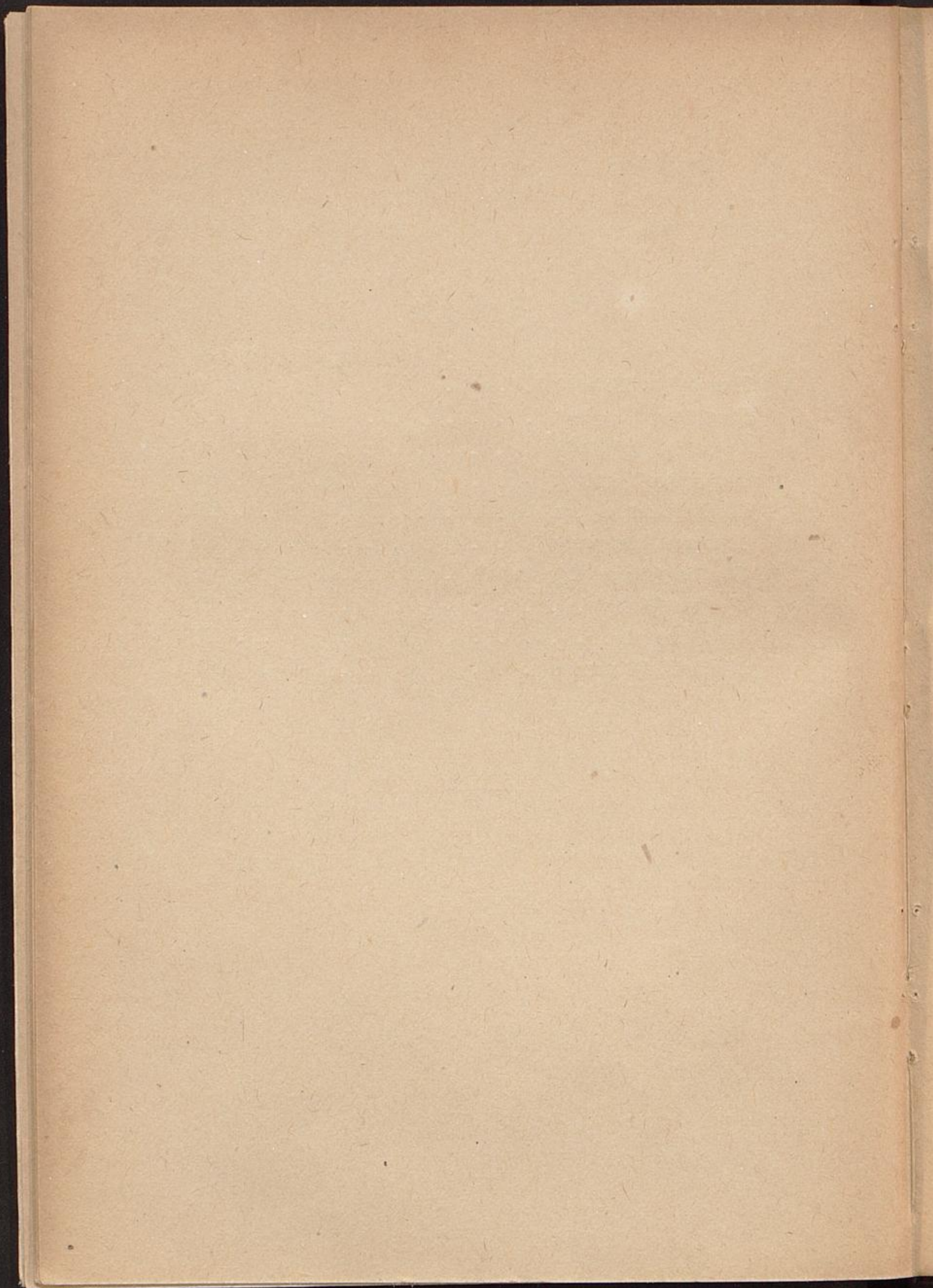
Man wird ihnen die Liebe zu den Deutschen ebensowenig aus den Herzen reißen können wie die großen Erinnerungen an die gemeinsam mit uns vollbrachten Taten und das gemeinsam mit uns zur Verteidigung ihrer Heimat vergossene Blut.

Dr. Boeschel hat als Ostafrikaner auf den europäischen Schlachtfeldern für dasselbe Ziel gekämpft wie wir in den afrikanischen Steppen. Das von Dr. Boeschel mit wenigen Strichen skizzierte Bild spiegelt den Gesamteindruck wieder, den wohl jeder von uns Ostafrikanern nach dem Kriege mit nach Hause gebracht hat.

**von Lettow-Borbeck.**

# Inhalt

	Seite
Was ist die Wahrheit? . . . . .	9
Wer ist der Tyrann? . . . . .	16
Freiwillige Kriegshilfe . . . . .	19
Wer ist der Held? . . . . .	23
Die Enttäuschung . . . . .	28
Schwarze Kameraden . . . . .	35
Eine deutschfreundliche Raste? . . . . .	41
„Bartere Hände“ . . . . .	46
Der Geldpunkt . . . . .	52
Die Volksabstimmung . . . . .	58



## Was ist die Wahrheit?

„Die Deutschen haben es nicht verstanden, sich die Zuneigung und das Vertrauen der Eingeborenen in ihren Kolonien zu erwerben.“

„Die Deutschen haben unerträgliche Last und Ungerechtigkeit auf die hilflose Bevölkerung ihrer Schutzgebiete niedergehen lassen.“

„Die deutsche Herrschaft in den Kolonien ist ein rohes, ideenloses System der Gewalt ohne jedes Einfühlen in die Gemütsart der unterworfenen Völker. Ihr Zweck ist lediglich Unterdrückung, Ausbeutung und schließlich Ausrottung der Eingeborenen.“

„Die Engländer und ihre Bundesgenossen sind daher überall in den deutschen Kolonien von der unglücklichen Bevölkerung als die Erlöser, als die Bringer der Freiheit und einer besseren Zukunft empfangen worden. Dem Engländer liegen die Herzen der Schwarzen zu. Und mit Recht. Denn niemand versteht so wie er, die unmündigen Kinder kulturarmer Länder gerecht und menschlich zu behandeln, ihre Eigenart und ihre Menschenwürde zu schonen, ihr leibliches und sittliches Wohl zu fördern.“

„Fragt die Völker in den deutschen Kolonien. Überall heißt die Parole: Los von der verhaßten deutschen Zwangsherrschaft! Willkommen, Union Jack!“

So schallt es uns in allen Tonarten aus dem feindlichen Lager entgegen. In der ganzen Welt sind diese Behauptungen verbreitet und genießen schon fast die Bedeutung internationaler Glaubenssätze. Ihr Zweck ist einfach und klar.

Die öffentliche Meinung der Welt soll überzeugt werden, daß England und seine Verbündeten ein sittliches Recht, ja mehr noch, die sittliche Pflicht vor dem Menschheitsgewissen haben, Deutschland um seinen Kolonialbesitz, um jede fernere Möglichkeit kolonialer Betätigung zu bringen. Es soll bewiesen werden, daß Raub nicht Raub, daß Unrecht nicht Unrecht, daß schwarz — weiß ist. Propagandistisches Gaschießen aus allen Rohren zur Vorbereitung der diplomatischen Vergewaltigung Deutschlands als Kolonialmacht.

Selbst in Deutschland ist das Gift nicht ganz wirkungslos geblieben. So unglaublich jedem Deutschen, der sein Volk und seine Art von klein auf kennt, jene ungeheuerlichen Anklagen erscheinen mögen — sie kommen vom Ausland und haben im Auslande Kurs; im feindlichen Auslande — gleichviel: Michel horcht auf, schüttelt den Kopf und fragt sich in einer schwachen Stunde: sollte nicht doch etwas Wahres daran sein?

Da hat die Wahrheit einen doppelt schweren Stand. Beweise? Zeugen für unsere Sache? — Wir sind noch immer von unseren Schutzgebieten abgeschnitten. Unsere Feinde halten sie besetzt. Die Mehrzahl unserer Landsleute, die bei Kriegsausbruch in den Kolonien waren, schmachtet noch, über die Welt verstreut, in Gefangenenlagern. Wahrheit ist Kriegsbannware. Jeder Brief aus Afrika oder der Südsee muß die Zensurschere eines Feindes passieren, der genau weiß, worauf es ankommt. Jede spärliche Nachricht zu unseren Gunsten, die doch einmal zu uns nach Deutschland dringt, können die Gegner mit hundert gegenteiligen Behauptungen übertrumpfen, die wir nicht nachzuprüfen imstande sind, mögen sie auch den Stempel parteilicher Unwahrhaftigkeit noch so dreist an der Stirn tragen.

Wir glaubten, weltgeschichtliche Tatsachen müßten stärker sein als gedruckte, gefabelte, gefunkte Lügen. Wir glaubten, die Welt müsse doch von selbst einsehen, daß afrikanische Naturvölker nicht jahrelang leiden und kämpfen, nicht zu Tausenden sterben, um verhassten Unterdrückern die Treue zu halten. Das war ein Irrtum. Die spätere Geschichtschreibung wird diese Tatsachen würdigen. Die

raschlebige, leidenschaftlich bewegte Gegenwart will den Film, die Masse der sinnfältigen Einzelheiten.

Der Engländer wartet damit in reicher Fülle auf. Regierungsdenkschriften und Privatbroschüren, Reutertelegramme und Zeitungsartikel malen um die Wette in bunten kräftigen Farben das Bild, so wie es England braucht. Erst kürzlich ist in Deutschland ein englisches Weißbuch bekannt geworden, das sich mit der Stellungnahme der Eingeborenen unserer Kolonien zu der Frage ihrer künftigen Regierung beschäftigt. Das Ergebnis ist selbstverständlich, daß „fast allgemein“ die britische Herrschaft der deutschen bei weitem vorgezogen wird. Anjuf und Bawaf und Labi und Taku und noch Duzende von biedern Mohren haben's ihren lieben Engländern zu Protokoll erklärt und haben eigenhändig ihr Kreuz darunter gemalt. Wenn das nichts beweist! Wer freilich ein klein wenig Erfahrung mit den dunkeln Rassen der Erde hat, der weiß, was von solchen amtlichen Ergebenheitsfeststellungen zu halten ist; der weiß, daß ein echter Neger sich hütet, dem Mächtigen, der ihn in der Gewalt hat, etwas anderes zu sagen, als was dieser zu hören wünscht. Es ist eine schale Posse, die dort gespielt wird. Erst überfällt man die Deutschen in ihrem Lande, setzt sie gefangen, treibt sie von Haus und Hof, verhöhnt und mißhandelt sie, sucht sie mit allen Mitteln in den Augen der Eingeborenen verächtlich zu machen, erklärt täglich, daß man ihre Rückkehr in die Kolonie niemals dulden, sondern selber Herr im Lande bleiben wolle — und dann läßt man diesen und jenen Häuptling an Amtsstelle erscheinen und fragt ihn treuherzig: Brüderchen, Hand aufs Herz — bin ich dir lieber oder der Deutsche? Wäre es da nicht geradezu ein Wunder, wenn sich auch nur e i n e Stimme für die alten Herren erhöbe?

Aber das Wunder ist geschehen. Es ist nicht wahr, daß unsere Schwarzen englisch oder französisch werden wollen. Allen feindlichen Bemühungen zum Trotz dringen auf Umwegen unwiderlegliche Zeugnisse der wahren Volksstimmung in unsern Schutzgebieten zu uns.

So schreibt die Madrider Zeitung *El Dia*, ein liberales Blatt, das eher entente- als Deutschfreundlich ist, am 12. Dezember 1918 mit trefflicher Ironie:

„Der englische Kolonialsekretär Mr. Long sagte insofern die Wahrheit, als England den Eingeborenen, in Togo wenigstens, tatsächlich die Frage gestellt hat, ob sie unter englischem Schutz verbleiben oder unter deutschen Schutz zurückkehren wollen. Die Antwort der Eingeborenen aber lautet wesentlich anders, als Mr. Long behauptet (daß nämlich sämtliche männliche Befragte sich für den englischen Schutz entschieden hätten). Und zwar dahin, daß sie alle gern unter dem deutschen Schutz weiterleben wollten! . . .

„Wer aber den egoistischen, zu Verrat neigenden Charakter der Afrikaner genau kennt — wie wir ihn häufig genug in Marokko und anderen Teilen Afrikas haben kennen lernen müssen — der weiß, wie leicht es ist, die skrupellosen Eingeborenen gegen Deutschland aufzuheizen, wie leicht es ihnen fällt, alle von Deutschland empfangenen Wohltaten zu vergessen. Wir und alle ehrlichen Menschen wissen nur zu genau, daß die Eingeborenen in Kamerun und in der Nähe unserer Besitzungen am Golf von Guinea einfach verkommen wären, hätten die Deutschen ihnen nicht Zivilisation und Ordnung beigebracht.“

Allerneueste Nachrichten aus Spanien, die während der Drucklegung dieser Zeilen eingegangen sind, bestätigen die deutschfreundliche Haltung unserer Togoleute.

Was die Kameruner betrifft, so hat die spanische Presse oftmals mit Ausdrücken der Bewunderung die Tatsache anerkannt, daß beim Übertritt der deutschen Schutztruppe auf spanisches Gebiet Hunderttausende von Eingeborenen freiwillig zu folgen bereit waren und teilweise mit Gewalt zurückgewiesen werden mußten. Noch heute halten Tausende in Fernando Po treu zu uns, obwohl unsere Gegner unermüdlich versuchen, sie zum Abfall zu verleiten. Was für ein Licht auf die wahre Volksstimmung wirft aber vollends die folgende Meldung, die Anfang März 1919 aus Spanien aus allerbesten Quelle in die Öffentlichkeit drang! 117 Kameruner Häuptlinge, die seinerzeit freiwillig mit den Deutschen über die Grenze gegangen sind, haben eine Bittschrift an den König von Spanien gerichtet, in der sie für sich und ihre Landschaften bitten, für die Rückgabe Kameruns an Deutsch-

land zu wirken. In dieser Bittschrift wird ausdrücklich betont, daß auch die in Kamerun zurückgebliebenen Eingeborenen den gleichen Wunsch hätten, und nur aus Furcht vor der Rache der Franzosen und Engländer ihn nicht aussprechen.

Die Unterzeichner dieser Eingabe vertreten Landschaften aus allen Teilen des Schutzgebiets, Waldland und Grasland, Küste und Inneres bis nach Garua. Sie sind seit drei Jahren von jeder Einwirkung von seiten ihrer früheren deutschen Herren abgeschnitten, denn diese sind bekanntlich in der Gegend von Madrid interniert. Statt dessen werden sie seit Monaten kräftig von den Franzosen durch besonders zu ihnen entsandte Agenten bearbeitet, die sie durch Versprechungen für Frankreich zu gewinnen versuchen. Es ist ihnen natürlich kein Geheimnis, daß Deutschland im Kriege unterlegen ist. Für sich persönlich haben sie von keiner Partei etwas zu befürchten, denn auch das wissen sie, daß, wenn sie der französischen Rattenfängerpfote nicht folgen, die spanische Regierung sie mit Freuden auf spanischem Boden behält. — Von irgendwelcher deutschfreundlichen Stimmungsmache unter ihnen kann also wirklich nicht die Rede sein: und doch dieses entschiedene, einmütige Bekenntnis zur deutschen Herrschaft! Diese 117 Häuptlinge mit ihrem Anhang sind zurzeit die einzigen deutschen Neger auf der Erde, die nicht unter feindlichem Zwange stehen, und sie bitten freiwillig um unsere Rückkehr. Wer die Wahrheit sehen will, dem müssen hier die Augen aufgehen! Mit vollem Recht widmen spanische Blätter, die den Sinn für Ritterlichkeit und Anstand noch nicht verloren haben, so unter anderen die Madrider Tribuna, jener Häuptlingseingabe warme, herzliche Worte und bezeichnen sie als einen äußerst wertvollen Beweis für die Grundlosigkeit der Anklagen wegen angeblich schlechter Eingeborenenbehandlung.

Allein wir täuschen uns nicht: derartige einzelne Zeugnisse werden überdröhnt von dem Orchester unserer Feinde. Die Mitwelt ist geneigt, die Stimmen zu zählen und nicht zu wägen, mehr nach der Stärke des Lärms als nach der Stärke der Gründe zu urteilen. Sie hört nur, daß wir um unserer Kolonien willen tausendfältig geschmäht und ver-

leumdet werden, und vergift, daß die meisten unserer Wahrheitszeugen den Mund nicht aufstun können, weil sie gefangen oder unter Druck gehalten werden, bis in dieser Komödie von einem Prozeß die Ankläger das Urteil gesprochen haben.

Nur von einer unserer Kolonien haben wir seit kurzem genauere Kunde: von *Deutsch-Ostafrika*. Nur von ihr können wir, wenngleich auch hier nur in beschränkten Auschnitten, dem von feindlichen Händen gemalten Zerrbilde lebendige Einzelzüge gegenüberstellen.

Im März 1919 sind mit dem Gouverneur Dr. Schnee und dem General v. Lettow-Vorbeck einige hundert deutsche Männer und Frauen aus *Deutsch-Ostafrika* in der Heimat eingetroffen. Erst mit ungläubigem Lächeln, dann mit Zorn und Spott vernahmen sie, wie von unseren Feinden die gegenwärtige Stimmung unter unseren Schwarzen geschildert wird. Echt englisch! war ihr einstimmiges Urteil. So möchten sie wohl, daß es wäre, und darum reden sie der Welt ein, es sei so! Und dann begannen sie bewegten Herzens zu erzählen, wie sich in Wahrheit unsere Eingeborenen in *Deutsch-Ostafrika* benommen haben, wie sie denken, und was sie von der Zukunft hoffen. Niemand kann darüber so genau Bescheid wissen wie diese deutschen Männer und Frauen, die meist erst jahrelang im Frieden, dann abermals jahrelang im Kriege in täglicher engster Fühlung mit unseren Schwarzen gelebt, gearbeitet und ausgeharrt haben. Rührende, belustigende, ergreifende Einzelzüge klingen zusammen in ein hohes Lied von der Treue und Ergebenheit unserer schwarzen Schutzgenossen, von ihrer Zuneigung und ihrem Vertrauen zu den Deutschen.

Wie sie über ihre „Befreier“ denken? — Ein wenig anders, als man es in englischen Blau- und Weißbüchern liest. Man kennt die Gabe dieser Naturkinder, unerbittlich scharf zu beobachten, und das Ergebnis zu Schlagwörtern zu prägen, die sitzen. So hat sich unter den Eingeborenen Ostafrikas ein geflügeltes Wort gebildet, das im ganzen Schutzgebiete von Mund zu Mund läuft und in knappen zehn Worten das Volksurteil über Deutsche und Engländer enthält. Es lautet auf Kisuaheli:

„Wadeutschi maneno makali roho nzuri,

Wengereza maneno mazuri roho kali",  
das heißt:

„Die Deutschen: scharfe Worte — gutes Herz,

Die Engländer: schöne Worte — böses Herz.“

Im folgenden werden aus der Fülle dessen, was unsere heimgekehrten Ostafrikaner zu erzählen haben, einige Einzelsätze mitgeteilt. Auch einiges amtliche Material des Reichskolonialministeriums ist verwertet. Mögen sich die Freunde der Wahrheit im In- und Auslande daraus selbst ein Urteil bilden, für welche Seite die Herzen unserer Neger schlagen —, für ihre „Unterdrücker“ oder für ihre „Befreier“.

---

## Wer ist der Tyrann?

Es ist ein geschichtliches Gesetz: unterworfenen Völker, die mit ihren Herren unzufrieden sind, sind die natürlichen Verbündeten der äußeren Feinde ihrer Unterdrücker. Ein angelegener Despot hat stets den Dolchstich in seinen Rücken zu fürchten.

Aus mancherlei Quellen, unter anderm aus den Berichten des englischen Vizekonsuls Norman King, der seit 1912 in Dar-es-salam stationiert war, um alles für den Kriegsfall Wissenswerte über Deutsch-Ostafrika für seine Regierung zu sammeln, wissen wir, mit welcher Bestimmtheit die englische Regierung darauf rechnete, daß alsbald nach dem Beginn der Feindseligkeiten schwere Eingeborenenunruhen in unserem Schutzgebiete ausbrechen würden. Sie ging dabei offenbar von dem naheliegenden Analogieschlusse aus, was sich wohl ereignen würde, wenn ein mächtiger Feind die englischen Besitzungen Indien, Ägypten, Südafrika, Rhodesien, Nigerien angriffe oder gar in Irland eindränge. Daß schwerste Aufstände in diesem Falle selbstverständlich wären, wird kein Engländer zu bestreiten wagen.

Stimmte die englische Rechnung, war also genügend Zündstoff in Deutsch-Ostafrika vorhanden, um einen Aufruhr zu nähren, so war unsere Lage allerdings verzweifelt. 6000 Weiße, alle Frauen und Kinder eingerechnet, befanden sich in einem Lande von fast der doppelten Größe Deutschlands einer Masse von 7 bis 8 Millionen Eingeborener gegenüber. Diese tausendfache Übermacht hätte, von allen Seiten vom Feinde unterstützt, in wenigen Wochen die deutsche Herrschaft aus dem Lande wegschwemmen können.

Aber was geschah? Über vier Jahre lang tobte der Krieg in und um unser Ostafrika, und nicht ein Stamm hat sich gegen

unsere Herrschaft erhoben. Unsere wenigen Kompagnien hatten alle Hände voll zu tun, den zwanzigfach überlegenen Feind aus allen vier Windrichtungen von sich abzuwehren, und nicht an einer Stelle mußten deutsche Kräfte abgezweigt werden, um auffällige Eingeborene niederzuhalten.

Die Enttäuschung über diese unbegreifliche Tatsache spiegelt sich deutlich in dem Bericht des englischen Verwalters unserer Nordprovinzen, der in dem erwähnten Weißbuch der britischen Regierung abgedruckt ist. „Es war ein Irrtum,“ gibt er zu, „anzunehmen, die Eingeborenen hätten seit Ausbruch des Krieges mit Begier auf die Befreiung gewartet.“ Und zur Erklärung des Rätsels weiß er nur anzuführen: „30 Jahre hatten sie unter keiner andern als unter der deutschen Herrschaft gelebt, und in dem dunklen Gefühl, daß europäische Kontrolle, die ihnen Sicherheit des Lebens und des Eigentums gewährleistet, der Gesetzlosigkeit vorzuziehen sei, nahmen sie eben das vorhandene Regime als bestehende Tatsache hin.“

Mit anderen Worten: Die Unglücklichen kannten ihr eigenes Unglück noch nicht. Schön. Aber was trug sich zur gleichen Zeit zwischen 1914 und 1919 unter den Völkern zu, denen der Stern englisch-französischer Herrlichkeit schon aufgegangen war? Aus dem i n d i s c h e n Herentessel schossen während des Krieges immer wieder die Flammen bedrohlich empor und mußten mit Kanonen und Maschinengewehren ausgespritzt werden. In C e y l o n tobte der Aufruhr und wurde in Blut ersäuft. A g y p t e n gärt bis heute, Blut fließt in Kairo und Alexandrien. Ein schwerer Aufstand der B u r e n, die den Raubanfall auf ihre deutschen Nachbarn nicht mitmachen wollten, bildete in den ersten Kriegsmonaten eine sehr ernste Gefahr für Südafrika. In U g a n d a, an der Nordgrenze Deutsch-Ostafrikas, erhoben sich die einst so grausam niedergeknüttelten Stämme. Wilde Empörung entbrannte in F r a n z ö s i s c h - W e s t a f r i k a infolge der Massenaushebung von Soldaten für die europäischen Schlachtfelder. Zum Äußersten entschlossene Verschwörungen bedrohten 1915 die französische Herrschaft in M a d a g a s k a r. M a r o k k o s „friedliche Durchdringung“ vollzog sich weiter unter dem unaufhörlichen Taktak der französischen Maschinengewehre.

Die Stimme Deutsch-Ostafrikas.

Im belgischen Kongo waren nach amtlichem Bericht allein im Jahre 1915 21 große polizeiliche und neun militärische Operationen nötig; von den polizeilichen blieben zehn, von den militärischen vier erfolglos. In Portugiesisch-Ostafrika war infolge der übeln Miswirtschaft und Gewaltherrschaft die Anarchie Dauerzustand. Britisch-Nigerien wurde um die Jahreswende 1918-19 von schwerem Aufruhr erschüttert. Britisch-Nyasaland hatte bald nach Ausbruch des Krieges seine blutige Rebellion: Die englischen Beamten wurden totgeschlagen, und der deutsche Gouverneur in Daresalam wurde vom Führer der Aufständischen um Hilfe gegen die Engländer gebeten.

So sah es während des Krieges in den Kolonien unserer Feinde aus. Und dabei ist uns doch ganz zweifellos bisher nur ein Bruchteil der Wahrheit bekanntgeworden. Wer steht nun als der Tyrann da? Der Deutsche, der den Feind im Lande und doch keinen Aufstand hatte? Oder die andern Kolonialmächte, die keinen Feind im Lande und doch so zahlreiche wilde Aufstände hatten?

Selbstverständlich können die Engländer auch ihrerseits auf Beispiele echter Treue und Ergebenheit ihrer farbigen Schutzbefohlenen hinweisen. Es wäre ja noch schöner, wenn ein Volk von so vielen unbestritten tüchtigen und sympathischen Eigenschaften in einem weltweiten Reiche gar nichts anderes als Haß und Erbitterung gesät hätte. Aber man soll auch uns Gerechtigkeit widerfahren lassen und die Tatsache in ihrer ganzen Großartigkeit anerkennen, daß Ostafrika uns unter den allererschwerendsten Umständen, die sich nur denken lassen, unverbrüchliche Treue gewahrt hat. Die einzig mögliche Erklärung dafür ist, daß diese Millionen und aber Millionen von Negern mit ihrer Behandlung durch uns einverstanden waren, ja mehr noch, daß wir ihre Herzen gewonnen hatten. Unsere Eingeborenenpolitik vor dem Kriege und während des Krieges muß gut gewesen sein. An ihren Früchten hat die Welt sie erkannt. Mögen die anderen auch manches Vortreffliche aufzuweisen haben: Das Beispiel „Deutsch-Ostafrika im Weltkriege“ hat uns noch kein Kolonialvolk vorgemacht und wird uns so leicht keins nachmachen.

## Freiwillige Kriegshilfe

Ein so langer und schwerer Krieg hätte ja unmöglich durchgeführt werden können, wenn nicht die große Masse unsrer Neger mit ihren Herzen bei unsrer Sache gewesen wäre. Gleichgültiges Beiseitestehen oder passiver Widerstand — von offener Widersetzlichkeit gar nicht zu sprechen — hätte unsere Verteidigung militärisch und wirtschaftlich schon in den Anfängen zusammenbrechen lassen. Man muß sich nur vergegenwärtigen, daß der Weiße für sich allein in den Tropen schon in gewöhnlichen Zeiten ein ziemlich hilfloses Wesen ist. Er bedarf der Dienste der Eingeborenen auf Schritt und Tritt. Vollends, wenn ihm, wie den Deutschen in den Kolonien, durch die feindliche Blockade jede Zufuhr von außen abgeschnitten ist. Der Neger muß für ihn arbeiten, der Neger muß ihn mit des Leibes Nahrung und Notdurft versorgen, der Neger muß ihm seine Lasten von Ort zu Ort tragen und so fort. Ein Generalstreik der Neger — und der weiße Mann in den Tropen ist erledigt.

Nun brachte es der Krieg aber mit sich, daß die Anforderungen, die allerorten an unsere Eingeborenen gestellt werden mußten, ins Riesige wuchsen. In allen europäischen Betrieben mußte intensiver gearbeitet werden. Die Eingeborenenkulturen mußten erweitert, ungeheure Massen von Lebensmitteln, Vieh und anderen Erzeugnissen mußten geliefert werden. Hunderttausende von Trägern mußten zu langen und beschwerlichen Märschen gestellt werden. Und die Gegenleistungen, die die Deutschen dafür bieten konnten, wurden naturgemäß immer geringer. Die Waren gingen aus, das Geld wurde knapp und schließlich durch völkerrechtswidrige

Maßnahmen der Engländer völlig entwertet. Aber das Elend des Krieges, Hunger und Not, Seuchen und Verwüstungen, wälzte sich erbarmungslos von Landschaft zu Landschaft. Es wäre eine armselige Schönfärberei, zu behaupten, daß nicht auch unsere Neger bisweilen unter dieser Last gestöhnt und den Krieg vermünscht hätten, dessen Sinn sie nicht begreifen konnten. Aber die Tatsache bleibt doch bestehen, daß die Bevölkerung diese unerhört schwere Belastungsprobe ohne ernstliche Erschütterung vortrefflich bestanden hat, und diese Tatsache lehrt den Wissenden untrüglich, daß die deutsche Herrschaft über diese Völker in der Wurzel gesund gewesen sein muß.

Der Engländer rühmt sich demgegenüber, daß auch ihm unsere Eingeborenen wertvolle Dienste geleistet, Lebensmittel geliefert, Träger gestellt hätten und anderes mehr. Ja, was hätten sie denn tun sollen? Was wäre denn mit ihnen geschehen, wenn sie es verweigert hätten? Der Feind auf feindlichem Gebiet lebt aus dem Lande, das gilt für Afrika in noch viel höherem Maße als für europäische Kriegsschauplätze. Freilich sind auch hier nicht alle Mittel erlaubt. Brutaler Zwang verstößt auch hier gegen Völkerrecht und Menschlichkeit. Doch davon später.

Über solche allgemeine wirtschaftliche Unterstützung hinaus sei dem Feinde auch direkte militärische Hilfe von Seiten unserer Schwarzen zuteil geworden. Der Engländer sagt's. Es soll nicht bestritten werden. Auf das Kapitel der Spione und Verräter will ich mich nicht einlassen. Schufte und Achselträger gibt's überall, sie werden in jedem Kriege verwendet und — verachtet. Wenn sich Engländer ihrer rühmen, ohne vor ihren anständig denkenden Landsleuten zu erröten, so mögen sie das mit sich abmachen. Auf gewaltsam zu Kriegsdiensten gegen uns gepreßte Eingeborene komme ich später noch zu sprechen; das sind glatte Brüche des Völkerrechts nach Artikel 52 der Landkriegsordnung, mit denen sich ebenfalls wenig Staat machen läßt. Was bleibt dann noch übrig? Eines: Der englische Verwalter der Nordprovinzen Deutsch-Ostafrikas berichtet pflichtschuldig seiner Regierung: Eingeborene der Landschaft Ufiome hätten einen kleinen Berpflegungstransport der deutschen Abteilung Naumann, die in

das englische Etappengebiet eingebrochen war, aus eigenem Antrieb überfallen und aufgehoben. Ein schlagender Beweis für die mehr als loyale Haltung unserer Eingeborenen gegenüber der englischen Macht. Sancta simplicitas! Diese Anekdote schmückt den amtlichen Bericht, der einzig zu dem Zwecke bestellt und geliefert wurde, die Welt von der Deutschfeindlichkeit unserer Ostafrikaner zu überzeugen. Hätte Herr Byatt mehr derartige Geschichtchen auf Lager gehabt, er hätte pflichtvergessen gehandelt, wenn er sie nicht sämtlich aufgetischt hätte. Ein einziger Fall in einem vierjährigen Krieg, unter Millionen von angeblich deutschfeindlichen Negern! Kann man uns ein glänzenderes Zeugnis ausstellen als das englische Weißbuch mit seinem einsamen Räubergeschichtchen?

Der Humor bei der Sache ist der, daß es sich dabei gerade um den Streifzug des Hauptmanns Naumann handelt. Man stelle sich vor: Nachdem die nördliche Hälfte des Schutzgebiets verlorengegangen war, schlägt sich Hauptmann Naumann mit wenigen Kompagnien durch die englische Front durch, dringt tief in das feindliche Etappengebiet ein und hält sich hier hinter den feindlichen Linien, gesucht und gejagt — eine „Möwe“ zu Lande — volle sechs Monate, bald hier, bald dort blitzartig auftauchend und die rückwärtigen Verbindungen des Feindes aufs empfindlichste störend. Ganz undenkbar wäre dieses tollkühne Stück gewesen, hätten nicht die Eingeborenen, trotzdem bereits die englische Welle über sie hinweggegangen war, fortgesetzt und allenthalben durch freiwillige Hilfe, Verpflegung, Führer-, Träger-, Kundschafterdienste und treue Verschwiegenheit, zu seinem Gelingen beigetragen. Zumal die stolzen Massai, die — ich gebe es zu — vor dem Kriege manches an uns auszusetzen hatten und auf deren sofortigen Abfall die Engländer gewettet hätten, gerade sie haben Hauptmann Naumann gegen die Engländer geholfen, wie und wo sie nur immer konnten; denn sie hatten die Engländer inzwischen kennen und hassen gelernt, nämlich als noch größere Viehräuber, als sie selber sind, und das vertragen die Massai nicht.

Die Kolonne Naumann war vogelfrei, wer sich an ihr vergriff, brauchte keine Strafe von seiten der zurückgedrängten

deutschen Macht zu fürchten. Aber reichlicher Lohn aus dem englischen Beutel war ihm gewiß. Lassen wir also Herrn Byatt seinen Stolz auf die Heldentat der Männer von Ufiome. Aber wir wollen ihm ein ähnliches Geschichtchen erzählen, das mindestens ebenso hübsch ist.

Die Wechselfälle des Feldzugs brachten es mit sich, daß Lettow-Borbeck mit seiner Hauptmacht einmal einen Teil des deutschen Schutzgebiets durchzog, der schon zwei Jahre vorher geräumt und seitdem fest in der Hand der Engländer gewesen war. Die Eingeborenen dort hatten also reichlich Zeit gehabt, ihr englisches Herz zu entdecken. Deutschfreundlichkeit konnte sie den Kopf kosten. Aber siehe da, die alte Anhänglichkeit war nicht zu unterdrücken. Häuptlinge riefen ihr ganzes Volk zur feierlichen Begrüßung der durchziehenden Truppe zusammen; andere kamen ins Lager, um freiwillige Geschenke, Hühner, Eier und andere gute Sachen zu bringen. Eines Tages teilte ein Häuptling einer aus Farbigen bestehenden Verpflegungspatrouille mit, eine große englische Proviantkolonne mit 300 Lasten Mundvorrat für Europäer und Neger marschiere in einiger Entfernung durch sein Land. Sofort wurde Offizierstellvertreter Sabath mit einer Kampfpatrouille abgesandt, den wertvollen Transport aufzuheben. Als er an Ort und Stelle kam, war die Arbeit schon getan. Den Führer der feindlichen Karavane, einen Engländer, hatte der Häuptling selbst durch seine Leute bei einem Jagdabstecher abfassen lassen und brachte ihn gefangen mit, die Karawane war dann die leichte Beute unserer Verpflegungspatrouille geworden. Umsichtig hatte der Häuptling Sicherungsposten nach allen Seiten ausgesandt, um Überraschungen durch die Engländer auszuschließen, und genügend Träger aus seinem Volke bereitgestellt, die die hochwillkommene Beute eiligst zur Truppe brachten. Viel Zeit zum Plaudern blieb ihm nicht, aber doch genug, um seinem Herzen gegen die Engländer Luft zu machen: das seien ganz üble Leute, sie schleppten ihm die Männer gewaltsam aus dem Lande, er wolle nichts mit ihnen zu tun haben. Seine Tat, die dem Feinde ja nicht verborgen bleiben konnte, sagte mehr als seine Worte.

## Wer ist der Held?

Man hat die Neger oft mit Kindern verglichen. Manches ist daran richtig, manches wohl auch schief. Zutreffend ist nach meiner Erfahrung, daß den meisten Negern gleich den Kindern ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht innewohnt und ein naiver Sinn für das Große, Männliche, Heldenhafte. Sie blicken gern gläubig zu dem Starken auf, der seine Macht nicht mißbraucht; und mit ihrem Helden gehn sie durch dick und dünn. Jeder vielgereiste Beamte und Forscher, jeder Schutztruppenoffizier wird — schon aus friedlichen Verhältnissen heraus — die Erfahrung bestätigen, daß ein Weißer sich um so sicherer auf seine Schwarzen verlassen kann, je mehr er persönlich „hodari“ ist, — ein schwer übersehbares Wort, das etwa jene Eigenschaften umschließt, die in der römischen virtus enthalten sind: körperliche Kraft und Zähigkeit, Willenskraft, Unererschrockenheit in der Gefahr, persönliches Sich-einsetzen, kurzum Männlichkeit. Diese Eigenschaften waren es, die einst die ersten Wissmanntruppen, zum Teil frühere englische Söldner, so für ihre deutschen Führer begeistert haben, und ich glaube, diesen Eigenschaften nicht zuletzt danken wir auch die treue Gefolgschaft unserer Neger in diesem Kriege.

Man glaube nicht, die Schwarzen hätten kein Gefühl für das Gewaltige gehabt, das in dem Widerstande der Deutschen gegen die ungeheure britisch-indisch-burisch-belgisch-portugiesische Übermacht lag. Die einzige Schlacht bei Tanga Anfang November 1914, in der Lettow-Vorbeck mit 900 Gewehren wie das Donnerwetter über 8000 weiße, braune und schwarze Engländer herfiel, sie vernichtend schlug und mit Verlust von rund 3000 Mann auf ihre Schiffe zurückwarf, hat bei Millionen

Schwarzen über den ganzen Erdteil hin dem deutschen Namen einen Klang gegeben, den der Brite mit nichts hat übertönen können.

Unzählige Schlachten und Gefechte folgten, Siege und Mißerfolge wechselten ab, Schritt für Schritt mußten die Deutschen weichen — aber alles Volk mußte: sie wichen wie Löwen, auch dem überlegenen Feinde noch jeden Augenblick furchtbar. Kein Wunder, wenn die unaufhörlichen, tausendfältigen Heldentaten der deutschen Truppe, nach afrikanischer Sitte vergrößert und ausgeschmückt, von Landschaft zu Landschaft weiter erzählt wurden und überall Bewunderung erweckten.

Mit welcher Begeisterung wurden in der deutschen Hauptstadt Daressalam die Nachrichten von jedem deutschen Erfolge von den Schwarzen begrüßt. Ihr Vertrauen in unsere Kriegsführung und damit zugleich der Glaube an den schließlichen Sieg der deutschen Sache war ungemessen. Wurden englische Siege gemeldet, so waren sie nach Kinderart rasch fertig mit dem Urteil: „Englische Lügen.“ Gewiß, wir wollen den Gegner, der sich redlich geplagt hat, uns unterzukriegen, nicht herabsetzen. Aber kein ehrlicher Feind, der den Feldzug mitgemacht hat, sei's ein Engländer, Bur oder Sudanschüze, wird auf die Frage: Welche Kriegspartei hat bei unseren Schwarzen die höhere Achtung genossen? im Ernste antworten können: Der Engländer.

Es kommt hinzu, daß außer dem offenkundigen Mißverhältnis der Kräfte auch ab und zu Dinge geschehen sind, die das naive Gefühl unserer Neger für anständige, manneswürdige Kampfweise schwer und nachhaltig verletzt haben. Zahlreiche kleinere Züge, die bekannt geworden sind, will ich übergehen. Nur einige besonders schwere Völkerrechtsbrüche seien erwähnt, mit denen sich die Engländer unendlich in der Achtung unserer schwarzen Kinder geschadet haben.

Bei Boma Karonga hatte am frühen Morgen des 9. September 1914 die 5. Feldkompagnie unter Major von Langensteinkeller angegriffen. Da es nicht gelang, die starke Befestigung zu nehmen und sämtliche Offiziere verwundet waren, wurde gegen Mittag das Gefecht abgebrochen, und die Kompagnie zog sich zurück. Der Regierungsarzt Dr. Gothein hatte

ungefähr 1200 Meter von der Boma entfernt einen Verbandplatz eingerichtet. Da sich hier noch zahlreiche unversorgte Verwundete befanden, blieb er im Einvernehmen mit dem Führer der Kompagnie zurück, um sich später einer noch zu erwartenden abgezweigten deutschen Abteilung anzuschließen. Es befanden sich zu der Zeit auf dem Verbandplatz zwei schwerverwundete deutsche Offiziere und etwa 30 meist schwer verwundete Askaris (farbige Soldaten). Der Verbandplatz war deutlich und weithin sichtbar durch eine große Rote-Kreuz-Flagge gekennzeichnet. Bald nach dem Abücken der Kompagnie erhielt der Verbandplatz heftiges feindliches Feuer. Ein Träger, der auf das Dach einer benachbarten Eingeborenenhütte kletterte, um auch dort das Rote Kreuz zu befestigen, fiel erschossen herunter. Die englischen Truppen kamen heftig feuernd näher, obgleich selbstverständlich von deutscher Seite kein Schuß fiel. Durch diese Beschießung wurden auf dem Verbandplatz sechs von den verwundeten Askaris teils getötet, teils erneut verwundet. Ein großer Teil der Träger versuchte sich durch die Flucht zu retten. Auch von diesen sind einige gefallen. Als die englische Truppe bis auf 100 Meter herangekommen war, ohne das Feuer einzustellen, ging Dr. Gothein selbst auf die Abteilung zu, die auch dann noch weiterfeuerte. Erst als er den Führer der Abteilung, einen englischen Offizier, anrief, ob er nicht sähe, daß er Verwundete beschösse, gab dieser den Befehl zur Einstellung des Feuers. Auf dem Rückmarsche wurde Dr. Gothein mit seinem Verwundetentransport abermals von einer englischen Abteilung unter Feuer genommen und geriet bei dem Versuche, auszubiegen, schließlich mitten unter englische Truppen. Der herbeigerufene englische Befehlshaber versicherte ihm, er könne als Arzt freien Durchzug beanspruchen, müsse aber zunächst nach Karonga mitkommen, da er sonst ihre Truppen sähe. In Karonga wurde ihm dies gegebene Offizierswort nicht gehalten, er wurde als Gefangener nach Britisch-Nyasaland abtransportiert und erst am 9. Mai 1915 wieder an Deutsch-Ostafrika ausgeliefert.

Kam Dr. Gothein wenigstens noch mit dem Leben davon, so war in einem ähnlichen Falle der Stabsarzt Dr. Schumacher nicht so glücklich. Er wurde am 8. September 1914 am Tsavo

im Kilimandjarogebiet, während er einen Verwundetentransport führte, zusammen mit dem Kriegsfreiwilligen von Hollwede von englischen Truppen ermordet. Nachts überfielen sie ihn im Busch. Er trat den Angreifern mit der Roten-Kreuz-Flagge entgegen und rief ihnen zu, daß er Arzt sei und unter dem Schutze des Roten Kreuzes stehe. Trotzdem wurde er aus nächster Entfernung niedergeschossen.

Diesen feigen Abscheulichkeiten einzelner englischen Abteilungen stellen sich wohlüberlegte amtliche englische Regierungsmaßnahmen würdig zur Seite. So namentlich die völkerrechtswidrige Beschießung zahlreicher unverteidigter Häfen und Ortschaften der ostafrikanischen Küste. Am häufigsten und schwersten wurde die Hauptstadt heimgesucht. Schon am 8. August 1914, als man in Daressalam noch jeden Augenblick den Funkpruch aus Berlin erwartete, daß entsprechend der Kongoakte jedwede Kriegsführung in Ostafrika zu unterbleiben habe, bombardierten englische Kriegsschiffe unter doppeltem Bruch des Völkerrechts unsere reizende, gänzlich wehrlose Hauptstadt und eröffneten damit diesen unseligen, rassen-schändenden Kolonialkrieg.

Im November 1914 erschienen die Engländer wieder mit ihren Panzerkreuzern und schossen die Zierden der Stadt in Klump. Und im Spätsommer 1916 leisteten sie sich diesen rohen, zwecklosen, für sie so vollkommen ungefährlichen Spaß zum Entsetzen der friedlichen Bevölkerung eine Zeitlang Tag für Tag. Bei dieser Beschießung erhielt eines Tages, am 3. September, das palastartige Europäerkrankenhaus, das weithin sichtbar am Strande steht, mehrere Granattreffer. Auf deutschen Protest hin hat der englische Geschwaderchef erklärt, das betreffende Kriegsschiff habe angenommen, es würde aus einem Maschinengewehrstand in der Nähe des Hospitals beschossen, und habe daher keine Rücksicht auf das Hospital nehmen können. In Wahrheit befand sich in jener Gegend überhaupt kein Maschinengewehr. Die ganze Stadt war längst von deutschen Truppen entblößt worden.

Wie haben in diesen Tagen unsere Schwarzen über die tapfern Engländer gespottet. Frau C., die damals in Daressalam weilte, berichtet einige Äußerungen aus Negermund:

„Was wollen sie denn mit ihrer Schießerei? Es sind ja nur Frauen und Kinder da und Männer ohne Gewehre! Ist das eine Art? Eine ganz üble Art ist das! Sie haben Angst vor den Herren. Nun machen sie Krieg mit den Frauen! Ula!“

Spricht nicht aus diesen Negerworten mehr Sinn für Recht und Männlichkeit, als ihn die englischen Marineoffiziere bewiesen haben?

## Die Enttäuschung

Noch einmal: Mit Kindern vergleicht man die Neger. Sagen wir mit Schulbuben. Wie der Quartaner zu seinem Lehrer, so verhält sich in der Tat in mancher Beziehung der Schwarze zum weißen Herrn. Er hat Respekt, wenn der Meister energisch ist und etwas kann. Er paßt ihm scharf auf die Finger und findet unerbittlich alle seine schwachen Seiten heraus. Mit Kinderfreude ersinnt er Spitznamen, die man nicht wieder los wird, macht sich lustig über entdeckte Schwächen und nutzt sie aus, wo er nur immer kann. Und tritt ein neuer Ordinarius in die Erscheinung, der ihm nur halbwegs zu imponieren versteht, so hängt ihm der Himmel voller Geigen.

Als der Engländer Daresalam besetzte, war denn — wie hiernach zu erwarten — anfangs so ziemlich die ganze schwarze Bevölkerung Feuer und Flamme für ihn. Es war was Neues! Die englischen Truppen zogen mit Musik und kriegerischem Gepränge ein. Die Indierläden, deren Warenbestände in der langen Kriegszeit ach so knapp geworden waren, füllten sich auf einmal. Es gab wieder Reis zu kaufen, es gab Kamsus und Kikois (Ober- und Untergewänder) für die Männer, Kangas (Schultertücher) für die Weiber. Es gab täglich so viel zu sehn, was man noch nicht gesehen hatte. Welches Negerherz könnte da widerstehn! Zahlreiche Boys (farbige Diener) und sonstige Angestellte quittierten den Dienst bei ihren deutschen Herren und suchten Arbeit bei den Engländern.

Aber nicht lange — so berichtet Frau C., und andere, deutsche und neutrale Beobachter bestätigen es Wort für

Wort — so nach vier, fünf Wochen, schlug die Stimmung um. Die ausgerückten Diener, Köche, Zollbeamten, Träger und dergleichen kehrten einer nach dem andern zurück und baten, sie wieder bei uns einzustellen. Auch ganz unbekannte Neger sprachen uns häufig auf der Straße an, sie wollten nichts mit den Engländern zu tun haben, wir sollten ihnen doch wieder Arbeit bei den Deutschen verschaffen.

Die Gründe, die sie angaben, waren immer die gleichen. Die Engländer zahlten schlecht, nur 4 bis 5 Rupien monatlich (1 Rupie = 1.33 Mark) und Poscho (Verpflegungsgeld), während bei uns ein Boy 15 bis 20 Rupien bekam. Vielfach kriegten sie ihren Lohn überhaupt nicht. Besonders die englischen Offiziere genossen in dieser Hinsicht einen schlechten Ruf. Statt des vereinbarten Lohnes erhielt man häufig nur Lebensmittel, oder man würde kurz vor dem Lohntage hinausgeworfen, oder die Herren, zumal Offiziere, reisten ins Innere ab, ohne ihre Diener zu bezahlen. Außerdem gäbe es wegen jeder Kleinigkeit Prügel mit dem Riboko (der Flußpferdpeitsche), und zwar bis zu 50 Hieben auf einmal.

Sollten die Engländer versuchen, diese von den verschiedensten Seiten bestätigten Angaben als leeres Negergeschwätz abzuleugnen, so mögen sie eine bessere Erklärung für die auffallende Tatsache beibringen, daß dieselben Neger, die sich anfangs so zu ihnen gedrängt hatten, sich alsbald enttäuscht von ihnen abwendeten.

Die Unlust, in englische Dienste zu treten, blieb bestehen und wuchs — und mag den Engländern ebenso erstaunlich, wie unbequem gewesen sein. So erzählt z. B. Frau v. R., die als Schwester im deutschen Krankenhaus in Daressalam tätig war, häufig hätten Diener von gefallenem oder gefangenen deutschen Offizieren und Unteroffizieren die Schwestern gebeten, ihnen doch Arbeit im deutschen Hospital oder bei einer deutschen Frau zu verschaffen, sie wollten keinen Dienst bei Engländern tun. Da diese Boys nicht alle bei deutschen Familien untergebracht werden konnten, blieben viele von ihnen lange Zeit ohne Stellung, allen Lockungen der Engländer zum Trotz. Zum Dienste bei den gefangenen Deutschen aber drängten sich die früheren Boys deutscher Herren, obwohl sie

doch hier unter recht wenig angenehmen Verhältnissen arbeiten mußten.

Der Koch eines Schutztruppenarztes, der in englische Gefangenschaft geraten war, weigerte sich, wie Stabsarzt Dr. Höring berichtet, hartnäckig, zu einem Engländer in Dienst zu gehen. Seine Dickköpfigkeit trug im zweimal 25 Peitschenhiebe ein. Als auch das nichts fruchtete, wurde er schließlich von den Engländern als Koch für durchkommende deutsche Gefangene in Lindi verwendet. Diese Anstellung benutzte er in ebenso rührender wie verschlagener Weise, die Deutschen mit verbotenen Genüssen wie Tabak und dergleichen zu versehen, die er unter persönlicher Gefahr bei ihnen einschmuggelte.

Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Es scheint doch, als ob die Deutschen ganz allgemein irgend etwas an sich hätten, was den Dienst bei ihnen einem Neger angenehm erscheinen läßt und was dem Durchschnittsengländer abgeht. Die Fähigkeit, Redensarten zu machen, ist das ganz gewiß nicht. Wir haben schon erfahren, was unsere Schwarzen von schönen Worten halten. Hören wir, wie sich ein Schinyanga-Mann dem Dr. Brühl gegenüber äußerte: „Sag mal, Herr, wie ist es eigentlich mit den Engländern? Wenn wir von den Deutschen etwas wollten, so hieß die Antwort entweder ja oder nein. Sagtest du nein, und ich kam noch einmal mit meinem Anliegen, so gab's vielleicht eins hinter die Ohren, aber ich wußte jedenfalls, woran ich war, und es blieb bei dem Nein. Die Engländer aber sagen zu allem ja und versprechen einem alles, wenn man sie um etwas bittet; aber nachher bekommt man nichts.“

Auch herabsteigende Vertraulichkeit der Verkehrsformen kann es nicht sein, was uns die Herzen der Neger gewinnt. Wir Deutschen wahren grundsätzlich, bei aller Liebe und Fürsorge für unsere Mohren, im persönlichen Umgang mit ihnen jenen gewissen Abstand, ohne den das Ansehen der weißen Rasse nur zu leicht in die Brüche geht. Unsere Schwarzen nahmen das als selbstverständlich hin und wußten es zu schätzen. Nun erlebte man aber mit den sonst so rassistolzen Engländern eine merkwürdige Überraschung. So toll, wie die Franzosen und Belgier, die nichts darin finden, sich mit ihren europäisch auf-

gedonnerten schwarzen Mätressen öffentlich zu zeigen, trieben sie die Würdelosigkeit natürlich nicht. Aber man sah doch täglich Engländer, auch englische Offiziere, mit Schwarzen Hand in Hand durch die Straßen schlendern, mit Schwarzen in derselben Ritschaw sitzen, mit Schwarzen Fußball, Tennis oder Krocket spielen. Unsere Eingeborenen ließen sich diese fraternisierende Vertraulichkeit gern gefallen, aber ihre Achtung vor dem Engländer wuchs damit nicht. Ganz unabhängig voneinander berichten die verschiedensten Beobachter, wie sich die Neger hinter dem Rücken ihrer neuen Freunde über sie lustig gemacht haben. „Das ist kein Herr!“ sagten sie achselzuckend. Sie fanden flink heraus, daß hinter dieser zur Schau getragenen Brüderlichkeit weniger echte Herzengüte und Fürsorglichkeit stach als hinter unserer äußeren Zurückhaltung. — „Schöne Worte — böses Herz.“

Je länger die englische Herrschaft dauerte, desto größer wurde die Bewunderung und Unzufriedenheit unserer Leute. Vor allem zwei Dinge vermißten sie je länger, je mehr. Ich führe wörtlich an, was ein Neutraler mir erklärte, der die ganze Kriegszeit in Daresalam verbracht hat: „Die deutschen Ärzte und die deutschen Richter stehen in der Erinnerung der Eingeborenen so hoch, daß die Engländer nicht entfernt hinanreichen.“

Ein schönes Zeugnis für unsere kolonialisatorische Arbeit.

Die deutschen Ärzte sind ja überall in der Welt unser Stolz und haben uns viel Zuneigung und Vertrauen bei anderen Völkern erworben.

Die schon erwähnte Frau v. K. weiß folgendes zu berichten: Als in Daresalam eine Seuche nach der anderen unter den Eingeborenen ausbrach, kamen sie scharenweise ins deutsche Hospital und baten, daß man ihnen helfen möchte. Die englischen Ärzte kümmerten sich nicht um sie und konnten sie nicht heilen, die deutschen Ärzte dagegen hätten ihnen immer geholfen und sie genau so sorgfältig behandelt wie ihre weißen Landsleute.

Wie miserabel es in der Tat vielfach um die englische Krankenpflege bestellt war, dafür sei unter zahlreichen sachverständigen Zeugnissen hier nur das des deutschen Arztes

Dr. Brühl angeführt. Er bezeichnet folgenden Fall als charakteristisch: Einen deutschen Askari, Nguvu mali, mit schwerem Oberschenkelschuß, hatte er monatelang durch sorgsamste Pflege am Leben erhalten. Dieser Mann mußte mit anderen in das englische Lazarett in Utete überführt werden und starb dort wenige Tage nach der Ankunft an Verjauchung und Brand des linken Beines, da der englische Arzt es nicht für nötig befunden hatte, seine Abzesse zu säubern. Einen anderen englischen Arzt in Utete, der angeblich Leiter der Poliklinik der Universität Liverpool war, begleitete Dr. Brühl wiederholt als Dolmetscher bei seinen Rundgängen durch das Hospital und fand stets, daß er von der größten Gleichgültigkeit gegen die Eingeborenen war. Unverständlich war es dem Engländer, daß sein deutscher Kollege die üblen Beingeschwüre seiner schwarzen Patienten selbst reinigte und verband. Er rührte zur chirurgischen Behandlung der Neger keine Hand, überließ vielmehr alles seinem äußerst schmutzigen eingeborenen Gehilfen, der von Asepsis keine Ahnung hatte. Eines Tages warf er, als er den Dr. Brühl wieder beim Verbinden der Schwarzen antraf, mit mißbilligenden Blicken die Bemerkung hin: „Ich kann das schmutzige Volk nicht leiden.“ Was Wunder, wenn das schmutzige Volk den deutschen Arzt vorzog.

Und die deutschen Eingeborenenrichter! Was sind sie in den letzten Jahren in englischen und französischen Veröffentlichungen geschmäht und verlästert worden als knuten-schwingende Tyrannen, die in Machtrausch und Tropenkoller die grollenden Stämme unserer Kolonien unter eine raffiniert brutale Willkürherrschaft gezwungen hätten. Gefoltert sollen wir haben nach Herzenslust. Ohne Verhör, ohne Beweis, ohne Gesetz, nach Laune und Leidenschaft sollen wir geheim zwischen vier Wänden unsere barbarischen Sprüche gefällt haben, und geprügelt, geprügelt, immerzu geprügelt. Die Galle tritt einem ins Blut bei der Vorstellung, daß hochgebildete Männer, Männer, mit denen wir vielleicht einst in ihrem traulichen Studierzimmer in London oder unter dem Sternenhimmel der Tropen halbe Nächte lang die tiefsten Gedanken ausgetauscht haben, Männer, die in allem wesentlichen genau so denken und fühlen wie wir, daß diese Männer

auf einmal jetzt solches über uns schreiben und solches von uns glauben können. Glauben sie es denn wirklich?

Es widerstrebt mir, auf diesen Wahnwitz einzugehen. Es sei nur schlicht hierhergesetzt, was jener neutrale Gewährsmann und zahlreiche Deutsche als ganz frische Äußerungen ostafrikanischer Neger jederzeit beschwören würden: sie sehnen sich nach dem deutschen Richter zurück. Das englische Schauri (die Rechtsprechung) sei nicht so gut, wie sie es von uns gewöhnt seien. Die englischen Richter verstünden sich vielfach nicht auf die Eingeborenen und gäben sich keine Mühe mit ihnen; sie kannten häufig das Kisuaheli (die Landesprache) nicht und brauchten Dolmetscher, die oft die Sprachen ebenfalls nicht beherrschten und die sich durchweg bestechen ließen. Sie brüllten die Leute an und wollten sie möglichst schnell wieder los werden. Die Sachen würden oberflächlicher erledigt als bei uns und oft entsetzlich lange hingeschleppt. Mancher sei tagelang eingesperrt worden, ohne zu wissen, warum. Und schließlich — ein Vorwurf, den man immer wieder hört — es komme den Engländern beim Schauri scheinbar in erster Linie darauf an, Geld herauszuschlagen. Lieber wollten sie eine Tracht Prügel erleiden, als dem Engländer Geld zahlen. Ein unüberwindliches Mißtrauen erfüllte sie, daß der Engländer das Geld in seine Privattasche steckte.

Überhaupt die englische Geldschneiderei. Das gibt ein Kapitel für sich. Noch vieles andere verstimmte unsere Eingeborenen, wovon in anderm Zusammenhang die Rede sein wird. Besonders erbitternd wirkte u. a. das zügellose Verhalten weißer wie schwarzer englischer Gemeiner gegen die Frauen der Daresalamer Bevölkerung. Es wurden Weiber mit Gewalt aus den Hütten gezerrt und oftmals sogar nach auswärts verschleppt. Gegenüber diesen Gewalttätigkeiten fühlten sich die Leute schutzlos. Wer seiner Frau sicher sein wollte, versteckte sie außerhalb Daresalamis.

Es scheint, daß sich bis zum Anfang des Jahres 1919 recht viel Zündstoff gegen die neuen Herren angesammelt hatte. Ein neutraler Kaufmann berichtet folgenden sehr bezeichnenden Zwischenfall: Im Januar 1919 gab es große Er-

regung in Daresalam. Die Engländer übten nicht die scharfe Kontrolle über die Händler aus, wie sie die Deutschen gehandhabt hatten. Die Folge war, daß die Händler die billig eingekauften Marktwaren mit 300 bis 400 Prozent Aufschlag verkauften. Askaris und Träger beschwerten sich bei englischen Offizieren über die unerhörten Preise. Sie sollen zur Antwort erhalten haben, wenn die Händler zuviel verlangten, sollten sie einfach gar nichts bezahlen. Jedenfalls wurden nun von der Menge die Marktstände und Läden gestürmt und geplündert, dabei wurde geschossen, Engländer wurden mißhandelt, es sollen auch zwei Engländer getötet worden sein, doch war darüber nichts Sicheres zu erfahren. Nichtenglische Europäer aber, die in diesen Tumult hineingerieten, wurden grundsätzlich unbehelligt gelassen. Die Eingeborenen riefen sich gegenseitig zu, sie sollten diese schonen, das seien Wazungu wa zamani, „Europäer von früher“. Man sieht also, die Bevölkerung setzte den sie erbitternden Mißstand lediglich auf das Schuldkonto der Engländer und wollte ihren Groll nur gegen diese austoben.

Mein Gewährsmann, ein sehr ruhig wägender, langjähriger Kenner unserer Küstenbevölkerung, schloß seinen Bericht mit den Worten: „Aus zahllosen Gesprächen mit Negern und anderen Farbigen habe ich die feste Überzeugung gewonnen, daß sowohl die Schwarzen wie die Inder und Goanesen in Daresalam mit Sehnsucht an die Zeit zurückdenken, wo die Deutschen noch Herren im Lande waren.“

## Schwarze Kameraden

„Die unerschütterliche Treue der deutschen Askaris zur deutschen Sache war eine der größten Überraschungen in diesem Feldzug.“ So bekennt das mehrfach erwähnte englische Weißbuch. Gewiß, kein Wort des Lobes ist zu hoch für die braven schwarzen Gefellen im Khakirock, mit dem Tarbusch auf dem Wollschädel, die Seite an Seite mit ihren deutschen Führern das Schwerste, was von Menschen gefordert werden kann, freudig geleistet und gelitten haben. Sie haben die Geschichte der Menschheit um ein ergreifendes Beispiel echter Mannentreue bereichert. Wo immer auf Erden noch Sinn für die höchsten Mannestugenden lebt, bei Freund und Feind, senkten sich die Degen grüßend vor unseren schwarzen Kameraden.

Aber da das Wunder nun einmal nicht zu leugnen ist, sollte man es zu begreifen suchen. Unsere Gegner hätten nicht so aus den Wolken zu fallen brauchen, wenn sie sich die Mühe genommen hätten, uns schon im Frieden mit objektivem Blick bei unserm kolonialen Erziehungswerke zu beobachten. Der Krieg erntet nur, was der Friede gesät hat. Kein deutscher Schutztruppenoffizier hat vor dem Kriege auch nur einen Augenblick gezweifelt, daß unsere schwarze Truppe, was Zuverlässigkeit und inneren Halt betrifft, unter den richtigen Führern den allerschwersten Anforderungen gewachsen sein würde, wenn auch natürlich niemand an einen Krieg gegen auswärtige Gegner mit modernsten Massenheeren geglaubt hatte. Zum Kuckuck, wäre logisches Denken nicht eine so spär-

lich gesäte Himmelsgabe, so müßte doch die ganze Welt den sich aufdrängenden Schluß ziehen, daß eine so einzig dastehende Treue und Anhänglichkeit bis in den Tod der untrüglichsste Befähigungsnachweis für den Herrn und Erzieher darstellt, daß ein solches feuerbewährtes, unzerreißbares Treuerverhältnis ein heiliges Recht darauf hat, für alle Zukunft anerkannt zu werden.

Eine umfassende Geschichte des Lettowschen Feldzugs wird zugleich ein erschütterndes Epos vom deutschen Askari sein. Aber schon heute kann ich mir's nicht versagen, wahllos einige wenige Proben zu geben, aus denen hervorgeht, was für ein Geist in Lettows Truppe lebte.

Oberleutnant zur See Wenig hatte als Ordonnanz den Askari Mangwina aus Mwaja am Nyassasee, aus dem Stamme der Wasokile. Eines Tages erklärte ihm dieser: „Herr, ich liebe dich so sehr, daß es mein höchster Wunsch ist, im Gefecht die für dich bestimmte Kugel aufzufangen.“ Auf die Antwort des Oberleutnants: „Ich liebe solche Redensarten nicht“, erwiderte der Askari gleichmütig: „Utaona, du wirst ja sehn.“ Einige Zeit später, am 22. Oktober 1918, standen beide in dem heißen Gefecht von Ubena. Das Schicksal wollte es, daß Mangwina an der Seite seines Oberleutnants durch die Brust geschossen wurde. Der Offizier bemerkte es erst, als der tödlich Verwundete schon nach hinten gebracht worden war. Am Abend desselben Tages erhielt er folgenden Brief von Mangwina: „Gott hat meinen Wunsch gehört. Ich freue mich, du weißt jetzt, ich habe keine Redensarten gemacht. Ich habe Gott alle Tage gebeten, er soll mich endlich die Kugel für dich auffangen lassen. Das ist nun geschehen. Ich werde gern sterben. Ich schicke Dir zugleich mein Schnupstabakfläschchen. Ich habe es mit meinem Blute gefüllt. Trage es als Amulett (dawa) in jedem Gefecht. Das ist mein letzter Wunsch.“

Noch manches wackere Wort von sterbenden Askaris wird berichtet, aus dem die bedingungslose Hingabe an die deutsche Sache spricht. Der Sol (Feldwebel) Halama hatte in siegreichem Gefecht einen Brustschuß erhalten. Leutnant d. Res. Kempner sprach ihm freundlich zu und erhielt die Antwort: „Tut nichts,

wenn ich sterbe. Wir haben heute saubere Arbeit gemacht.“ Ein anderer, in der Schlacht bei Jassini dreimal verwundet, wurde für sein tapferes Verhalten belobt. „Wir sterben gern,“ war sein letztes Wort, das Dr. Höring bezeugt, „wenn wir nur siegen.“

Am 6. September 1918 warf die Kompagnie Müller, nur aus Farbigen bestehend und von Farbigen geführt, in einem Anlauf vier englische Kompagnien über den Haufen, um ihren Hauptmann herauszuhauen. Das ging so zu. Hauptmann Müller ritt mit Oberarzt Dr. Klemm seiner Kompagnie weit voraus bei seiner acht Askaris starken Spitze. Plötzlich erhielt er heftiges Maschinengewehr- und Infanterief Feuer. Er ging in Stellung und rief nach rückwärts, die Maschinengewehre sollten nach vorn kommen, erhielt aber keine Antwort; denn der Abstand von der Kompagnie war viel größer, als er angenommen hatte. Als sie nach fünf Minuten Warten noch immer nicht zur Stelle war, ging der Hauptmann selbst auf die Suche. Gleich darauf hörte er starkes Feuer dicht rechts von sich. Sofort lief er darauf zu, denn er erkannte den Takt der deutschen Maschinengewehre, konnte sie aber nicht einholen, die Truppe vor ihm her war ständig im Vorlaufen. Nach zehn Minuten war der Feind, ein ganzes englisches Bataillon, in die Flucht geschlagen; und nun erkannte er in den Siegern seine eigenen Leute. Sein farbiger Offizier, durch Brustschuß verwundet, meldete ihm folgendes: „Als bei dir vorne das Schießen begann, sagte ich: Der Hauptmann ist vorn und wird beschossen, da müssen wir sofort hin, sonst schießen sie den Hauptmann tot. Die Kompagnie wurde im Nu entwickelt, und dann stürmten wir, ohne viel zu schießen, einfach drauf los. Nur ab und zu mußten wir verschmaufen, und dabei schossen wir auch immer gleich. Die Engländer hatten das nicht erwartet. Denn als wir ganz dicht heran waren und hurra schrien, liefen sie wie der Wind. Wir haben ziemlich starke Verlust, aber das macht nichts, die Hauptsache ist, du bist wieder da und bist nicht tot. Ich habe die Askaris noch nie so laufen sehen wie heute, nur weil sie ihren Hauptmann wieder haben wollten!“

Die Kompagnie hatte binnen zehn Minuten 24 Mann verloren, lediglich, weil die Leute wie wild, ohne an Feuer-

vorbereitung und Deckung zu denken, frontal gegen die englischen Kompagnien anliefen.

Duzende von ähnlichen Beispielen ließen sich anführen.

Wer die Tropen nicht kennt, macht sich schwer ein richtiges Bild von einer marschierenden afrikanischen Truppe. Es geht ähnlich zu wie bei einer europäischen Abteilung, die nachts in der Somme-Wüste oder durch den Houthulster Wald zur Ablösung vorrückt: einer immer hinterm andern, auf fußbreitem Pfad oder gänzlich weglos, durch Busch und Steppe. Tausende von Trägern machen den endlosen Zug noch schwerfälliger. Da ist es ein Kinderspiel, ja geradezu eine Versuchung für unsichere Kantonnisten, sich unbemerkt in die Büsche zu schlagen und auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Wer wollte sie hindern? Und wer vollends wollte sie wieder einfangen? Es blieb nur, wen das Herz hielt. Um so bewundernswerter ist es, daß Desertionen bei der deutschen Truppe zu den großen Seltenheiten gehörten. Im Gegenteil, oft kam es vor, daß in Gefangenschaft geratene Askaris im Busch den englischen Wachtmannschaften entwichen und nun nicht etwa in ihre Heimat gingen, wo sie in Frieden hätten leben können, sondern unter mannigfaltigen Abenteuern und Fährlichkeiten sich zu ihrer Truppe durchschlugen. So, um nun ein Beispiel unter vielen zu nennen, ein farbiger Unteroffizier, der bei Kiffaki gefangen wurde. Er erreichte zunächst, als Buschneger verkleidet, in wochenlangem Marsch Daresalam, wo er auf eigene Faust wichtige Nachrichten einzog, und kehrte dann durch die englischen Linien wohlbehalten zu unseren Vorposten und zu seiner Kompagnie zurück.

Diese Leute wußten doch alle, daß wir ihnen nichts zu bieten hatten als unsägliche Strapazen und Entbehrungen, Gefahren und Kämpfe und den ziemlich gewissen Tod. Kurz vor dem Waffenstillstand, als die zusammengeschmolzene Truppe Lettows über hundert Tage ununterbrochener Märsche und Gefechte hinter sich hatte und nun abzog aus dem deutschen Schutzgebiet hinüber in das unbekannt feindliche Rhodesien; als für sie alle, diese 155 Weißen und rund 4000 Schwarzen, kaum noch ein Schimmer von Hoffnung bestand,

die Heimat je wieder zu sehen, da fragte der Führer seine Getreuen, wie denn sie sich nun die Zukunft dächten. Und die schwarzen Burschen gaben die unerschrockene Antwort: „Wir werden mit dir kämpfen, bis wir fallen.“

Es ist gewiß von Interesse, zu erfahren, wie die englischen Askaris, die der gleichen Rasse, ja manchmal dem gleichen Stamme wie die unsern angehörten, über ihre heldenhaften feindlichen Brüder urteilten. General v. Lettows Adjutant, Oberleutnant d. R. v. Ruckteschell, weiß darüber folgende, höchst bemerkenswerte Einzelheiten zu berichten: In der Zeit nach dem Waffenstillstand, als die deutsche Truppe gemeinsam mit der englischen zurückmarschierte, kamen wiederholt englische Askaris zu unseren Leuten zu Besuch und gestanden ihnen voll Bewunderung, die Deutschen müßten doch bessere Soldaten und auch bessere Menschen sein als die Engländer, denn sonst hätten sie der großen Übermacht nicht so lange standhalten können, und die deutschen Askaris würden nicht so treu bei ihnen ausgehalten haben. Sie glaubten, daß die Deutschen ihre Leute besser zu behandeln wüßten als die Engländer die ihren. Die Deutschen verstünden Kisuaheli, die Engländer gar nicht oder schlecht. Die Deutschen verlangten zwar viel von ihren Leuten, leisteten aber persönlich dasselbe und mehr, während die Engländer sich schonten, ihre Leute schlecht behandelten und im Gefecht sich oft nicht selbst einsetzten. Fahnenflucht komme bei den Engländern zahlreicher vor, als wir glaubten, und die Unzufriedenheit unter den Truppen sei groß.

Ja selbst weiße Engländer haben unter dem frischen Eindruck der Kriegserlebnisse nach dem Zeugnis v. Ruckteschells diese Aussagen ihrer Leute bestätigt. Sie haben nicht nur die Treue und Tüchtigkeit unserer Askaris und ihre verständnisvolle Behandlung durch die deutschen Offiziere bewundert. Mehr noch: sie haben des öfteren erklärt, wir würden und müßten die Kolonie zurück erhalten, wenn es nach dem Willen der Eingeborenen ginge. Unsere Schwarzen hätten an vielen Stellen der britischen Regierung Schwierigkeiten gemacht und frei erklärt, die Deutschen verstünden sie besser zu behandeln.

Horch auf, England! So sprechen deine eigenen Söhne!  
So sprechen die Männer, die selbst Leben und Gesundheit ein-  
gesetzt haben, Deutsch-Ostafrika zu erobern! Ehrliche Soldaten,  
die mit offenen Augen die Tatsachen betrachten und noch nicht  
politisch schielen und scheelsehen gelernt haben.

Ihr männliches Wort wiegt tausendmal schwerer als all  
die durchsichtigen Künsteleien eurer Blau- und Weißbücher.

## Eine deutschfreundliche Rasse?

Nachdem sich nun die Federfuchser des englischen Weißbuchs von ihrem Erstaunen über die programmwidrige Treue unsere Askaris erholt hatten, besannen sie sich auf ihre vaterländische Pflicht, alles Gute und Große auf deutscher Seite, wenn es sich denn wirklich nicht leugnen ließ, doch zu verkleinern und möglichst so umzufälschen, daß letzten Endes doch noch daraus ein Strick für uns gedreht werden konnte.

Das wird mit folgendem Kunstgriff versucht: Die Askaris, so heißt es, sind von den Deutschen während ihrer langen Dienstzeit ihrem Stamm entfremdet und zu einer besonderen militärischen Rasse entwickelt worden. Man gewöhnte sie daran, sich selbst als eine höhere Rasse zu betrachten gegenüber den gewöhnlichen Eingeborenen des Landes. Der geneigte Leser soll daraus den Schluß ziehen, daß eine solche im eigenen Lande künstlich entwurzelte Rasse selbstverständlich mit allen Fasern an der Regierung hängt, die sie geschaffen hat und mit deren Bestand sie selber steht und fällt, während das eigentliche Volk seinen wahren Vorteil auf der anderen Seite sucht und findet.

Diese superkluge Behauptung ist falsch, und selbst wenn sie zuträfe, würde sie nichts zu unseren Ungunsten beweisen.

Unsere Schutztruppe ergänzte sich nur aus Deutsch-Ostafrika, und zwar aus allen Stämmen des Schutzgebiets. Nur verschwindend wenige Überbleibsel aus der alten, vorwiegend sudanesischen Wissmanntruppe waren in höheren Chargen noch vorhanden. In der Regel fanden sich aus den Landschaften um den Standort der Kompagnie genügend Freiwillige, um

den geringen Rekrutenbedarf zu decken. Bei dieser Sachlage wäre es kaum durchführbar gewesen, die Leute ihrem Stamme zu entfremden, blieben sie doch in dauernder persönlicher Fühlung mit ihren Angehörigen und Stammesgenossen. Wurden Askaris aus ihrer Heimat nach anderen Garnisonen versetzt, so geschah dies einmal, um die Kompagniestärken auszugleichen, und sodann, um bestimmte Leute nicht unter Umständen gegen ihre Stammesbrüder verwenden zu müssen. Hätte man sie zu einer volksfremden Kriegerkaste herangebildet, so wären solche Rücksichten nicht nötig gewesen.

Natürlich bedeutete für den rohen Buschneger der Eintritt in die Truppe ein soziales Aufsteigen. Das ist keine Besonderheit des deutschen Systems, sondern versteht sich bei den farbigen Truppen aller Kolonialmächte von selbst. Die schmutzige Uniform, die Waffe, die auskömmliche, gesicherte Stellung, das nähere Verhältnis zum Weißen, der höhere persönliche Schliff, das alles sind Dinge, die den deutschen genau so wie den englischen und jeden anderen farbigen Soldaten gewissermaßen als Berufsaristokraten aus der Masse der unbelebten Wilden hervortreten lassen, ohne ihn doch kastenmäßig von seinem Volkstum abzuschließen.

Nun bestand aber die Truppe, die während des Krieges die Augen der ganzen Welt auf sich gelenkt hat, nur zu einem knappen Drittel aus Friedensaskaris. Mehr als das Doppelte ihrer Zahl waren Kriegsfreiwillige aus allen Stämmen der Kolonie. Jawohl, Kriegsfreiwillige! Nicht ein einziger Rekrut ist während des Krieges von uns zwangsweise ausgehoben worden. Wir hätten ganz bedeutend stärkere Streitkräfte nur aus Freiwilligen aufstellen können, hätten es unsere äußerst beschränkten Ausrüstungsmöglichkeiten zugelassen, so drängten sich die Eingeborenen bei Kriegsausbruch zu unseren Fahnen. Dies allein dürfte Beweis genug sein, wie lebendig der Zusammenhang zwischen Truppe und Bevölkerung war — zugleich auch ein schlagendes Zeugnis, welche herzliche Sympathie die deutsche Herrschaft, gerade in der Stunde der Gefahr, bei unsern Eingeborenen genoß.

Daß wir auch diese jungen Truppen im Handumdrehen in eine volksfremde Kriegerkaste umgehegt hätten, wird wohl

niemand behaupten. Und daß auch diese jungen Truppen uns unverbrüchliche Treue gewahrt haben, das dürften die Gegner — vielleicht mit noch größerem Erstaunen — am eigenen Leibe gespürt haben.

Aber Kaste hin, Kaste her — ein afrikanisches Heer braucht nicht nur Krieger, sondern zehn- und zwanzigmal so viel Träger, von persönlichen Dienern, Köchen, Askarifrauen und dergleichen nicht zu reden. Wie steht es denn hier mit Herrn Byatts Kastentheorie? Zu Hunderttausenden und aber Hunderttausenden haben sie die Lasten für die Truppe geschleppt, auf endlosen, qualvollen Märschen, in die unheimliche, weit entfernte Fremde. Sie genossen keinerlei sozialen Vorrang, ihnen winkte kein militärischer Ruhm, sie waren das namenlose Volk, nichts weiter. Hätten sie nicht mitgetan, so wäre die Truppe einfach auf dem Flecke liegengeblieben und verhungert, wie eine europäische Armee, der man auf einmal Eisenbahnen, Pferde, Wagen und Automobile nimmt; denn dies alles bedeutet der Träger für ein afrikanisches Heer.

Treulich sind Tausende von ihnen dem General auch über die Landesgrenze hinaus auf seinem abenteuerlichen Zuge durch Portugiesisch-Ostafrika und bis zuletzt nach Britisch-Rhodesien hinein gefolgt. Was bewog sie dazu? Zwang? Hundertmal hätte jeder ungestraft entlaufen können. Lohn? Das war ja das traurige, daß es kein Geld mehr gab, diese braven Leute zu bezahlen. Nur eine Erklärung gibt es: Sie liebten ihre Herren und fühlten sich verwachsen mit ihrem Schicksal.

Aber sie haben noch mehr geleistet, als bloß brave Gefolgschaft. Auch diese Nichtsoldaten vom Troß haben sich, was Selbstaufopferung und Todesverachtung vor dem Feinde betrifft, von den Askaris nicht beschämen lassen. Wünscht man Beweise? Hier sind sie. Zwei für hundert.

Oberleutnant von Ruckteschell wurde schwer verwundet in einer Hängematte transportiert, für seine Träger eine schwere Last. Das Lazarett wurde während des Marsches aus nächster Nähe angegriffen. Dreimal wurden ihm Träger abgeschossen, sie fielen, während sie ihn trugen. Aber sofort griff der nächste zu und löste mit einem ruhigen „Amri ya

muungu“ („Gottes Wille“) den toten Kameraden ab. Mit ihrer über zwei Zentner schweren Last rannten die braven Leute im schnellsten Lauf und riefen dabei ihren Kameraden zu: „Werft nichts fort! Bleibt zusammen! Wir retten unseren Herrn. Wir müssen für ihn sorgen. Er hat immer für uns gesorgt.“ Und während einige Minentreffer auf fünfzig bis achtzig Schritt Entfernung einschlugen, versicherten sie ihrem Herrn: „Verlaß dich auf uns! Wir tragen dich aus dem Feuer.“ Diese Leute hatten einen sechzehnstündigen Marsch hinter sich und seit vierunddreißig Stunden nichts zu essen bekommen.

Bei dem Überfall der Engländer am 22. Mai 1918 bei Timbani, bei dem sämtliche Lasten der Abteilung Kohl und des Gouverneurs verlorengingen, suchte Ali bin Selim, der Koch des Oberleutnants zur See Wenig, in schwerem Maschinengewehr- und Minenwerferfeuer den Blechkoffer seines Herrn zu retten. Da er ihn wegen des großen Gewichtes nicht schnell genug fortbringen konnte, sprengte er, obwohl ihm feindliche Astaris schon „Hände hoch!“ zuriefen, den Deckel auf, um wenigstens die Briestafche herauszuholen, die ihm sein Herr immer als das Wichtigste ans Herz gelegt hatte. Es gelingt, er reicht sie dem Träger Sahani, einem Nnyamwezi, der, im Kugelregen wartend, am Boden kauert, und bricht, durch den Kopf geschossen, zusammen. Einige Stunden später brachte der Träger Sahani dem Oberleutnant als einzigen Rest seines Besitztums die Briestafche und salam nyingi sana (viele herzliche Grüße) von dem sterbenden Ali, der ihm sagen ließe, sein Herr solle ihm nicht böse sein, daß er nur die Briestafche gerettet hätte, die Kiste sei ihm zu schwer gewesen.

Gegen den Landesfeind äußerte das schlichte Trägervolk zuweilen recht bittere, mit Geringschätzung gemischte Gefühle. Kurz vor dem Ende des Feldzugs erhielten zwei Träger, durch deren Heimat die Truppe marschierte, die Erlaubnis, ihr Anwesen aufzusuchen und ihre Angehörigen nach mehrjähriger Abwesenheit wiederzusehen. Sie kamen schon am nächsten Tage niedergeschlagen zurück und berichteten dem Adjutanten des Generals, der Feind habe all ihr

Besitztum zerstört, ihre Häuser seien verbrannt, ihre Verwandten seien geflohen, weil die Engländer ihnen einge-redet hätten, die Deutschen fräßen Menschen. „Wir werden bei euch bleiben,“ fügten sie hinzu, „wohin ihr auch gehen möget. Wir müssen bei euch zwar viel marschieren, aber ihr seid doch gute Menschen und sorgt für uns. Der Engländer ist schlecht und lügt.“

Als schließlich die Truppe Lettows ihre stolzen, unbesiegten Waffen niederlegen mußte, da waren es gerade die Träger, die Diener, die Askarifrauen, kurz alles, was zum Troß gehörte, die die deutschen Offiziere täglich mit Fragen bestürmten über das Schicksal und die Zukunft Deutschlands und Deutsch-Ostafrikas. Vor allem bewegte sie die Frage, wer künftig ihr Land regieren werde. Sie alle gaben ihrem Unwillen gegen die Engländer unverhohlenen Ausdruck und konnten nicht oft genug betonen, daß sie die deutsche Herrschaft liebten und zurückverlangten.

Es scheint, die Deutschen haben in Ostafrika nur eine Rasse gezüchtet: die das ganze Volk umfassende Rasse der Deutschenfreunde.

## „Zartere Hände“

Das Wort stammt wohl aus Lloyd Georges bilderreichem Munde: Es sei höchste Zeit, daß die deutschen Kolonien aus den Tagen der Germanen in zartere Hände übergingen. Der glückliche Besitzer dieser zarteren Hände heißt natürlich John Bull.

In einer Denkschrift des deutschen Reichskolonialamts\*) findet der Leser eine wahrhaft erschütternde Fülle von Illustrationen dafür, wie diese zarte Hand überall in der Welt in Englands eigenen Kolonien gehaust hat. Hier seien nur einige Probchen hinzugefügt, wie sie in Deutsch-Ostafrika auf unsern Eingeborenen schwer gelastet hat und noch immer lastet.

Es ist gut bezeugt, daß die britische Verwaltung das Höchstmaß der Prügelstrafe, das nach deutschem Gesetz 25 Schläge betrug, stellenweise auf das Doppelte heraufgesetzt hat, um ihren Anordnungen stärkeren Nachdruck zu verleihen. Ebenso ist bezeugt, daß diese menschenfreundliche Neuerung nicht bloß auf dem Papier stand, daß überhaupt unter englischer Herrschaft recht frisch und fröhlich gepeitscht wurde, wenn auch lieber im verschwiegenen Bomahose als in der Öffentlichkeit. Unter der deutschen Regierung war mit der ganzen, vielleicht pedantischen Gründlichkeit, die uns nun einmal eigen ist, durch peinliche Verordnungen dafür gesorgt, daß die Körperstrafe nicht zu einer Schädigung der Gesundheit

---

\*) Die Behandlung der einheimischen Bevölkerung in den kolonialen Besitzungen Deutschlands und Englands. Verlag von Hans Robert Engelmann, Berlin.

führen konnte. Der Sträfling mußte vor und nach der Züchtigung auf seinen Gesundheitszustand untersucht werden. Dem Strafvollzug selbst mußte ein Weißer und wenn irgend möglich ein Arzt beimohnen. Der Körper des Verurteilten wurde durch Auflegen einer Decke so geschützt, daß nur die „Erziehungsflächen“ im engsten Sinne der strafenden Hand zugänglich waren und kein abirrender Schlag empfindlichere Stellen treffen konnte. Und plakte gar einmal die Haut, so mußte der Strafvollzug sofort eingestellt werden. — Von all diesen humanen Umständlichkeiten sah der großzügige Engländer in weitem Umfange ab. Ohne viel Federlesens wurden auch nackte Leiber ausgepeitscht.

Körperliche Züchtigung von Frauen war nach den deutschen Gesetzen ausgeschlossen. Englisches Zartgefühl dagegen hat, wie einwandfrei bezeugt wird, die Peitsche auch auf Weiber Rücken tanzen lassen. Es ist der Gipfel der Heuchelei, wenn trotz dieser offenkundigen Tatsachen jeder englische Federheld, Herr Byatt nicht ausgenommen, nach altem guten Brauch das Prügelthema zum beliebtesten Ausgangspunkt für seine Moralpauken über deutsche Eingeborenenbehandlung wählt.

Ebenso wie die Prügelstrafe wurden die Steuern durch die englische Regierung erhöht, so z. B. in Ussegha von 6 Rupie zu deutscher Zeit sofort nach der Besetzung auf 20 Rupie.

Wie schwer das ganze Land unter den unaufhörlichen Zwangsbeitreibungen von Vieh und Lebensmitteln für die feindlichen Massenheere zu leiden gehabt hat, kann man sich leicht ausmalen.

Vielfach wurde den Leuten ihr Letztes genommen, auch die Vorräte, die sie sich für Mißernten und Hungersnot aufgespart hatten. Ihr einst so blühender Wohlstand ist ruiniert. Der nach Millionen zählende Rinderbesitz ist weithin vernichtet. Unauslöschlicher Haß gegen England ist damit zumal in die Herzen unserer ehemals reichen, glücklichen Hirtenstämme eingeätzt worden.

Sinnlose Verheerung von Dörfern und Feldern der Schwarzen wird aus verschiedenen Teilen des Schutzgebiets

berichtet. Am bestialischsten haben es freilich in dieser Hinsicht Englands belgische Bundesgenossen getrieben, die nach Kongorezept unter anderm die Landschaft Unyamwezi strichweise zur Wüstenei verwandelt haben.

Aber die nachhaltigste Leistung der zarten Hände, ein Fluch für das ganze Volk auf Jahrzehnte hinaus, war ihr unmenschliches Mäßen mit dem kostbarsten Gut unseres Schutzgebiets: mit dem Menschenmaterial.

Es wurde schon erwähnt, daß zur afrikanischen Kriegsführung ungezählte Trägermassen gebraucht werden. Bei der bekannten Haltung der meisten unserer Stämme verstand es sich von selbst, daß diese Menschenmengen nicht freiwillig gestellt wurden. Also griffen die Engländer skrupellos zu den bewährten Mitteln aus der Praxis der Sklavenjäger: zu List und Gewalt. Askaris trieben die ganze männliche Bevölkerung einer Landschaft wie Vieh zusammen und führten sie unter scharfer Bewachung ab. Auch das Negerviertel der Hauptstadt Daresalam erlebte derartige Razzias. Oder der Dorfplatz, auf dem sich das Volk zum Tanze versammelt hatte, wurde umzingelt, die Männer wurden aufgegriffen und zum englischen Dienst gepreßt. Ja, es haben sogar Engländer eigens zu dem Zwecke Ochsen geschlachtet und große Tanzfeste veranstaltet, um die arglosen Gäste zu überfallen und so mit Hinterlist in die Gewalt der zarten Hände zu bringen. Große Länderstriche sind auf diese Weise von den Engländern ihrer männlichen Bevölkerung fast ganz beraubt worden.

Die Besten von den Opfern solcher „Anwerbung“ wurden als Askaris ausgebildet und in den Kampf gegen ihre eigenen Herren und ihre eigenen Stammesbrüder gehehrt. Die übrigen verbrauchte man als Träger. Nach Alter, Kräfte- und Gesundheitszustand dieser Unglücklichen wurde nicht viel gefragt. Sie wurden rücksichtslos ausgenutzt, bis sie zusammenbrachen. Ungezählte von ihnen sind auf Lebenszeit krank und siech zurückgekehrt. Das Herz hat sich manchem Deutschen im Leibe herumgedreht, wenn er die Scharen dieser Jammergestalten durchs Land hat ziehen sehn. Und diese Leute können noch von Glück reden. Hunderttausende ihrer Leidensgefährten

haben ihr Dorf nicht wiedergesehen. In unverantwortlicher Weise haben die Engländer die pflichtgebotene Fürsorge für die Gesundheit und für die Heimbeförderung dieser ungeheuren Trägerheere vernachlässigt. Die unausbleibliche Folge war, daß allerorten Seuchen wüteten — Genickstarre, Dysenterie, Pocken, Schlafkrankheit — die ganz erschreckend unter unsern Eingeborenen aufräumten. Die glänzenden Erfolge der deutschen Kolonialverwaltung auf sanitärem Gebiete dürften für Menschenalter dahin sein.

Man würde es nicht glauben, wüßten wir es nicht aus amtlichen Quellen, wie grauenerregend hoch der Trägerverbrauch unserer Feinde, besonders der Engländer, in Deutsch-Ostafrika war. Auf 30 000 tote Träger kam der Monatsatz der Verbündeten. Einen Teil davon trug Britisch-Ostafrika, Portugiesisch-Ostafrika und der belgische Kongo; die größere Anzahl entfällt auf unser Schutzgebiet.

Allein nicht genug damit, daß der Engländer unsere Schutzgenossen massenhaft im Lande verkommen ließ, er hat seine Opfer auch noch in weitem Ausmaße außer Landes geschleppt. Scharenweise sind die Ärmsten als Hasenarbeiter nach Marseille, als Träger und Arbeiter nach Mesopotanien, als Minenarbeiter nach den südafrikanischen Bergwerken, diesen Völkergräbern, geschickt worden. Allein aus dem Usambaragebiet sind bis Ende 1917 über 6000 Männer abtransportiert worden. Wer nicht imstande war, die von den Engländern auferlegte Steuer zu bezahlen, wurde zunächst in ein Sammellager nach Tanga gebracht, einige Zeit dort beschäftigt und alsdann verschifft. Höher stehenden Eingeborenen, deren deutschfreundlichen Einfluß man fürchtete, wurde die Ehre der Deportation nach St. Helena zuteil.

Noch nie hat Deutsch-Ostafrika als Ganzes unter so entsetzlichem Druck gestanden wie unter den zarten Händen Englands. Selbst die Tage der berühmten Sklavenräuber Mirambo und Tippu Tipp haben nicht so allgemeines Unglück über diese Völker gebracht.

England soll sich nicht darauf herausreden, dies seien nun einmal die unvermeidlichen Folgen des Krieges. Dieser

Die Stimme Deutsch-Ostafrikas.

jammerreiche Kolonialkrieg war vermeidbar und hätte nach dem Völkerrecht vermieden werden müssen. Deutschland war bereit, den Kongovertrag zu halten, wonach Ostafrika im Kriegsfall als neutrales Gebiet zu behandeln war. England selbst hat durch seinen Angriff auf das Schutzgebiet den Krieg begonnen. Auf England allein fallen seine Folgen.

Seufzend und grollend haben die Völkerschaften unserer Kolonie die Lasten und Opfer dieser Gewaltherrschaft ertragen. Der Lauf der Dinge spielte sich im Innern ähnlich ab, wie es schon von Daressalam geschildert wurde. Wir wissen, daß bei der allmählichen Räumung des Schutzgebiets mancher Stamm zunächst nicht ungerne englisch wurde. Sagten es ihnen die neuen Herren nicht mit so schönen Worten, daß nun der Himmel auf Erden für sie beginnen würde? Aber rasch und fürchterlich folgte die Enttäuschung. „Schöne Worte — böses Herz.“ Hier und da kam es in der Folge zu Unruhen und offenem Widerstand, wie selbst das englische Weißbuch zugibt; allein was half das gegen die überwältigende Macht der zarten Hand.

Ein Element aber gab es im Lande doch, an dem brach sich Englands despotischer Wille, und das waren die in Gefangenschaft geratenen deutschen Askaris. In ihrer vor nichts zurückschreckenden Mißachtung des Völkerrechts versuchten es die Engländer immer aufs neue, diese prächtigen Soldaten, die ihnen so viel zu schaffen gemacht hatten, alsbald nach ihrer Gefangennahme in ihren eigenen Heeresdienst gegen uns zu pressen. Aber sie hatten damit wenig Glück. „Wie?“ mußten sich Engländer von Negern belehren lassen, „wir haben den Deutschen Treue gelobt; wie können wir gegen die Deutschen fechten?“ Wohl wenige meiner Leser hätten bei Schwarzen ein so untadeliges Ehrgefühl vermutet. Gleich standhaft gegen Versprechungen wie gegen Zwangsmittel, haben Tausende von deutschen Askaris das harte Los der Gefangenschaft dem Treubruch vorgezogen. Und wie hat man sie drangsaliert, um ihren Trotz zu brechen! Ihr Geld und Gut hat man ihnen genommen, wie gemeine Sträflinge hat man sie behandelt und in voller Uniform an der Kette arbeiten lassen, wie Hauptmann Rieckhöfer mit eigenen Augen gesehen hat. Ganze Kompagnien

sind nach britischen Besizungen deportiert worden — von all den täglichen Quälereien des Lagerlebens hinterm Stacheldraht nicht zu reden. Und das Ergebnis: einige sind umgefallen; einige haben unter der Bedingung nachgegeben, daß sie nur im Polizeidienst verwendet würden; die große Mehrzahl aber hat sich stärker gezeigt als die zarten Hände und rechtschaffener als das zarte Gewissen der Engländer.

## Der Geldpunkt

„Die Deutschen sind ehrliche Leute.“ Dieser kühnen Feststellung hat sich einer der größten Engländer schuldig gemacht, freilich zu einer Zeit, als die moralische Hunnentötung noch nicht der Modesport seiner Landsleute war. Wir selbst würden eine solche Behauptung nicht wagen, denn wir wissen zu gut, daß wir die Ehrlichkeit ebensowenig in Erbpacht haben wie blaue Augen und dicke Bäuche. Aber es ist wohl erlaubt, darauf hinzuweisen, wie die scharf beobachtenden, natürlich empfindenden Neger Ostafrikas während des Krieges gezeigt haben, daß sie sich der schmeichelhaften Auffassung des Menschenkenners vom Avon anschließen.

Es ist beim Neger nicht anders als bei anderen Menschen: im Geldpunkt offenbart sich am untrüglichen, wer sein Vertrauen besitzt und wer nicht.

Nun standen sich zwei Parteien gegenüber: der von Haus aus ärmere, immer sehr haushälterische, im Kriege zusehends verarmende Deutsche und der scheinbar mit unerschöpflichen Mitteln wirtschaftende Engländer. Also sah der Neger selbstverständlich im Engländer seinen Mann? Gemach!

Gewiß, man sah, der Engländer besaß viel Geld, aber man sah auch mit wachsender Verwunderung, er brauchte noch viel mehr Geld. Von allem Ungewohnten der neuen Regierung war dies wohl das Sonderbarste: das Geld spielte auf einmal eine ganz andere, viel größere Rolle als früher. Bei dem noch immer höchst lückenhaften Material ist es uns leider nicht möglich — in diesem wie in anderen Punkten — schon heute ein gleichmäßiges, die ganze Kolonie umfassendes

Bild zu zeichnen. Aber es genügt, wenige gut beglaubigte Tatsachen ohne schablonisierende Verallgemeinerung aneinanderzureihen.

Steuern wuchsen. Löhne fielen. Warum nicht umgekehrt? Geldstrafen von unverständlicher Höhe, die in keiner Weise dem Einkommen entsprachen, wurden häufig verhängt. Weshalb? Statt des bestraften Eingeborenen, der sie nicht bezahlen konnte, mußte sie sein weißer Herr tragen, der nicht verurteilt worden war. Verhängte Körperstrafen konnten durch Geldzahlung abgelöst werden. Kein Schwarzer begreift diese gewiß als wohlwollende Erziehungsmaßregel gedachte Anordnung. Ist es denn dasselbe, wenn ich eine Tracht Prügel friege, oder wenn der Herr Richter 10 Rupien einsteckt? Bestechung, in allen Ländern des Orients zu Hause, nahm rasch einen nie gekannten Umfang an. Vor Gericht gewann, wer den Dolmetscher am besten schmierte. Der Nachtschwärmer, der nach Einbruch der Dunkelheit vom englischen Polizei-Askari verhaftet wurde, konnte frei seiner Wege gehen, wenn er dem Hüter des Gesetzes ein paar Silberstücke in die Hand drückte. Dazu verbreiteten sich unzählige Geschichten von Dienern, Trägern, Lieferanten, die — bald mit, bald ohne Vorwand — um ihr festversprochenes, wohlverdientes Geld geprellt worden waren.

Das alles war doch sonderbar und weckte ein tiefes Mißtrauen. Den neuen Herren, großen wie kleinen, weißen und schwarzen, schien es immer und überall die Hauptsache zu sein, möglichst viel zu bekommen und möglichst wenig zu geben. Wieviel von den vereinnahmten Geldern in den Staatsfädel floß, und wieviel an privaten Fingern hängen blieb, ließ sich nicht erkennen. Aber ein unüberwindlicher Argwohn faßte Wurzel, daß die Engländer und ihr Anhang in die eigene Tasche arbeiteten. Mochte er in seiner Verallgemeinerung weit übers Ziel hinauschießen: es waren empörende, unwiderlegliche Beispiele von Beutelschneiderei und Ausplünderung durch hochgestellte Engländer bekannt geworden. Die machten nach afrikanischer Sitte unglaublich schnell die Kunde von Mund zu Mund durch alle Landschaften und trafen das Vertrauen zum Engländer an der Wurzel.

Es wurde schon gesagt, daß gegen Ende des Krieges den Deutschen jede Möglichkeit fehlte, die mächtig anschwellenden Lohn- und Soldguthaben ihrer schwarzen Gefolgschaft zu begleichen. Das machte die Leute nicht irre. Ihr Zutrauen, daß wir ihnen ihr Geld so bald wie nur irgend möglich schicken würden, war nicht zu erschüttern und bezeugte sich immer aufs neue in Worten und Taten. Im vollsten Lichte zeigte sich dieses allgemeine Vertrauen, als nach dem Abschluß des Waffenstillstandes der Abtransport der Deutschen aus der Kolonie bevorstand. Zahllose Neger, Bekannte und Unbekannte, wendeten sich an die scheidenden Deutschen und vertrauten ihnen ihre Gutscheine und ihr bares Geld in hohen Summen an. Es mußte ihnen gesagt werden, daß wir ihnen ihr Vermögen für lange Zeit, vielleicht für Jahre nicht wiedergeben könnten. „Macht nichts, Herr,“ war die ständige Antwort, „heb es nur auf. Sonst nimmt es der Engländer uns weg!“

Was waren das für trübe Erfahrungen, auf denen diese allgemeine Besorgnis beruhte? Es ist ein dunkles Kapitel, von dem hier nur wenige Züge mitgeteilt werden sollen. Unsere kriegsgefangenen Schwarzen sind von den Engländern in großem Stile systematisch bestohlen und betrogen worden. In Tabora und in Daressalam wurden gefangenen Askaris bei der Einlieferung in die Gefangenenlager Kleider, Geld und sämtliche Habseligkeiten abgenommen, und sie sahen selbst mit an, wie die Engländer das Geld unter sich teilten und die Kleider ihren Beuten gaben. Den Askaris und Trägern der Abteilung Tafel geschah dasselbe; der Raub wurde nicht nur von englischen Askaris ausgeführt, sondern auch Europäer und selbst höhere Offiziere beteiligten sich daran.

Dem Askariweib Binti Hamiß bin Seliman wurden in Utete am 30. März 1917 338 Rp., teils in Noten, teils in Silber, von einem englischen Major abgenommen und dafür zwei Scheine über 287 und 51 Rp. gegeben, mit dem Bemerken, in Daressalam erhalte sie dafür Geld. Sie hat jedoch nichts erhalten.

Dem früheren Hospitalboy Seliman bin Musa wurden in Utete zur gleichen Zeit und von demselben Major 109 Rp. in

Noten abgenommen. Eine Bescheinigung wurde ihm nicht darüber ausgestellt.

Dem Europäerboy Abdrachman bin Matamanga wurden im Jahre 1917 von Europäern des englischen Oberst G. in Kiffangire 200 Rp. in Silber und 60 Rp. in Noten abgenommen. Auf seine Klage bei dem Oberst sagte dieser, das sei Kriegsbrauch. Auch in Daressalam wurde er mit seiner Klage abgewiesen.

In Tabora nahmen Engländer verstorbenen Schwarzen ihr ganzes Vermögen ab, darunter Beträge bis zu 500 Rupien, obwohl die Erben zugegen waren und ihr Erbe dringend beanspruchten. Wohl bekomm's!

Die Engländer werden, was die Ersparnisse der Gefangenen anlangt, behaupten, diese seien für die Leute hinterlegt und ihnen bei der Entlassung ausgezahlt worden. Gut. Wie es dabei zuging, sei mit einigen Feststellungen aus amtlichen Protokollen beleuchtet.

Etwa von August bis Dezember 1917 wurde der deutsche Zivilgefangene Wichmann bei der Abnahme der Gelder von gefangenen Askaris in Daressalam regelmäßig als Dolmetscher zugezogen. Er selbst mußte den Leuten ihr Geld abnehmen und durfte ihnen trotz mehrfacher Anfrage nie Quittungen darüber ausstellen. Den Schwarzen mußte er erklären, daß ihr Geld im Büro absolut sicher untergebracht sei, bei ihrer Entlassung würden sie es wiederbekommen. Er verpackte die einzelnen Guthaben in Umschläge, die er nicht verschließen durfte, und schrieb auf jeden Umschlag die Kriegsgefangenen-Nummer, Namen und Summe. Diese Umschläge sah er nie wieder, so oft er auch im Büro beschäftigt war. Als dann später der damalige Lagerkommandant Major Montgomery das Lager an Major Hosken übergab, stellte sich heraus, daß sämtliche Umschläge und ein großer Teil des Geldes verschwunden waren.

Mit einem starken Transport von Kriegsgefangenen aus Urdi wurde folgendermaßen umgesprungen: Am Tage nach ihrer Ankunft im Lager wurden sie zur Aufnahme ihrer Personalien gruppenweise in den Verwaltungsraum geholt. Während dieser Zeit kam der Private Mac Ntaire mit zwei

Rubiern ins Lager und veranlaßte die Askaris, die noch im Lager waren, sowohl ihr eigenes Gepäck wie das ihrer abwesenden Kameraden auf einen bereits brennenden Holzstoß zu werfen. Das Gepäck enthielt außer dem sonstigen Eigentum der Leute auch ihre Soldbücher und ihr ganzes Geld. Den Bitten der Askaris, vor dem Verbrennen ihr Geld in Sicherheit bringen zu dürfen, wurde in keinem Falle Gehör geschenkt. Als einige Askaris versuchten, aus dem brennenden Haufen ihre Päckchen zurückzuziehen, wurden sie durch Hiebe mit der Nilpferdpeitsche davon abgehalten. Nach späteren Feststellungen sind bei dieser Gelegenheit etwa 100 000 Rupien verbrannt. Trotz der Klagen der Askaris machte das englische Lagerkommando keinen Versuch, wenigstens das nicht verbrannte Silbergeld aus den Resten des Scheiterhaufens zurückzugeben. Infolgedessen konnten die in englischen Diensten stehenden Farbigen sich im Laufe der nächsten Tage die Silberstücke herausfuchen und aneignen.

Im März 1918 verwendete der englische Leutnant Boby, der damals die abgenommenen Gelder im Kriegsgefangenenlager Daressalam zu verwalten hatte, die Kriegsgefangenen Deutschen Haneldt, Frisch und Neumann zum Geldzählen in seinem Bureau. Während dieser Arbeit sah Haneldt, wie Boby eine zusammengestellte Serie der verschiedenen Noten in seine Tasche schob. Auf Haneldts Frage, was er mit diesen Noten machen wollte, gab ihm Boby lachend zur Antwort, das sei ein „Souvenir“. Die Gelder, Noten und Hartgeld, lose und in Päckchen, lagen in wirrem Durcheinander in einer unverschließbaren Holzkiste. Aus dieser Kiste nahm Boby eine Anzahl Soldbücher heraus und fragte Haneldt, was das für Bücher seien. Auf dessen Antwort, es seien Askari-Soldbücher, zerriß sie Boby und vernichtete so mit Absicht die einzigen Unterlagen, mit denen die Askaris ihre Forderungen hätten beweisen können. (Eidliche Aussage Haneldts vor dem englischen Gericht.)

Ebenso merkwürdig wie bei der Abnahme und Aufbewahrung ging es bei der Auszahlung zu. Anfang 1918 wohnte der schon erwähnte Wichmann als Dolmetscher der Entlassung von etwa 30 Kriegsgefangenen Askaris bei. Eine Aufzeichnung

über ihre Guthaben war nicht vorhanden. Wer keine Quittung vorweisen konnte, wurde nach seiner Angabe ohne Prüfung ausbezahlt. Leutnant Bobby griff wahllos in die Kiste und gab die Noten, ohne zu zählen, lediglich nach Schätzung der Papiermenge, handvollweise aus, jede Handvoll galt für 100 Rupien. Ein ehrlicher schwarzer Unteroffizier kam nach Durchzählen seines Geldes zu Bobby zurück und wollte ihm etwa 70 Rupien wiedergeben, die er zuviel erhalten hätte. „Geh weiter, das ist dein Geschenk!“, war Bobbys Antwort.

Nach diesen Stichproben wundert man sich nicht mehr über die tiefe Verbitterung und das gründliche Mißtrauen unserer Eingeborenen in die Ehrlichkeit der Engländer. Es ist kein Geheimnis, daß im Frühjahr 1919 in Daressalam ein kriegsgerichtliches Verfahren gegen den Major Montgomery schwebte, der unter der Anklage stand, sich von unseren braven Schwarzen über 70 000 Rupien zusammengestohlen zu haben.

Wahrlich, kein angenehmes Geschäft, solche Dinge zur Sprache bringen zu müssen! Wieviel leichterem Herzens wirkt sich's zur Verständigung und zur Versöhnung. Aber nachdem unser Volk so maßlos geschmäht, so erfolgreich angeschwärzt worden ist, daß selbst Präsident Wilson die ärgsten Verleumdungen geglaubt und in seiner Völkerbundsrede in Paris am 14. Februar 1919 sich zu eigen gemacht hat, nachdem wir in der ganzen Welt als die brutalen Ausbeuter unserer Kolonien, als die gewissenloser Vernichter unserer Schutzgenossen hingestellt worden sind, da ist es Pflicht, mit unseren nur allzuwohl begründeten Anklagen nicht hinterm Berge zu halten.

Wie denkt sich England nach solchen Geschehnissen sein weiteres Verbleiben in Deutsch-Ostafrika? Sein Name ist in diesem Lande geschändet, das Vertrauen dieser Völker ist verwirkt. Montgomery und sein System wird nicht vergessen werden. Montgomery wird die unübersteigbare Scheidemauer zwischen England und den Herzen unserer Ostafrikaner sein.

## Die Volksabstimmung

Ziemlich einmütig hat die ganze Welt die Schwärmeridee abgelehnt, den Eingeborenen in den Kolonien das Selbstbestimmungsrecht in dem Sinne zu gewähren, daß sie durch Volksabstimmung ihre Schutzmacht selber zu wählen hätten. Das wäre eine Komödie, sagen laut die einen. Das wäre der Anfang vom Ende der europäischen Kolonialreiche, denken im stillen die andern.

Aber ganz konnte England, der Altmeister der Regisseurkunst, der Versuchung doch nicht widerstehen, wenigstens ein paar effektvolle Szenen der Komödie auf die Bühne zu bringen. Wie allerliebste und rührend nimmt es sich aus, wenn die endlich von allem Übel erlösten Kinder der Natur nach einem abscheuerfüllten Seitenblick auf den bösen Deutschen die unschuldvollen Augen gläubig zu ihrem Retter aufschlagen: „Herr, bleibe bei uns! Geh nicht von uns, Herr!“ Das mehrfach erwähnte englische Weißbuch liefert den Theaterbericht zu diesem Rührstück. Und die Presse fast der ganzen Welt jöhlt verständnisvollen Beifall.

Freilich, das haben die Komödien alle an sich: ein Blick hinter die Kulissen — und die Illusion ist dahin. Eine ganze Anzahl Deutscher hat die englische Maschinerie arbeiten sehen und verbürgt sich für die Richtigkeit folgender Angaben: Beim Erscheinen des von England hinausgesandten Zivilverwalters für die besetzten Gebiete Deutsch-Ostafrikas wurden zwangsweise Volkskundgebungen ins Werk gesetzt, die die Ergebnisse der Eingeborenen sinnfällig dartun sollten. Kurz darauf machten Auströmmeler in den Straßen von Tanga einen Be-

fehl der britischen Regierung bekannt, daß jeder Eingeborene bei Vermeidung von Strafe eine Kriegssteuer von 1 Rupie zu zahlen habe. Die so eingebrachte Summe paradierte dann in den englischen Zeitungen als „freiwilliger Kriegsbeitrag der über die Befreiung von deutscher Sklaverei erfreuten Eingeborenen.“

Im Jahre 1917 wurden sämtliche zum Bereich des District Political Office Tanga gehörigen Afiden (farbigen Amtsvorsteher) nach Tanga befehligt und dort von Beamten zu Protokoll vernommen, ob sie und die in ihrem Afidat ansässigen Eingeborenen die Rückkehr der deutschen Regierung wünschten oder unter der englischen Herrschaft zu bleiben vorzögen. Wer sich für die deutsche Regierung erklärte, wurde abgesetzt und durfte nicht in sein Afidat zurückkehren. Wer die Engländer anerkannte, bekam 30 Rupien Belohnung und verblieb in seinem Amte. Man muß zugeben: ein überaus klares, einleuchtendes und erfolgversprechendes Verfahren.

In anderen Gegenden mochte es den Engländern peinlich sein, in eigener Person als Ausfrager in der Posse mitzuspielen. Da schickte man einfach Askaris herum, bewaffnete landfremde schwarze Söldner, die unsere Eingeborenen nach ihrem Glaubensbekenntnis zu befragen und die Rechtgläubigen mit klingendem Lohne in ihrem Glauben zu stärken hatten. Dieses Verfahren war entschieden noch einfacher und noch wirksamer. In der Gegend von Morogoro kamen die Häuptlinge öfters zu den dort verbliebenen Deutschen und erzählten ihnen, sie hätten ihre Unterschrift geben müssen, da ihnen für den Verweigerungsfall grausame Schädigung und Strafen angedroht seien; nicht ein einziger in der ganzen Landschaft hätte freiwillig unterschrieben.

Nicht immer und überall haben sich die Engländer durch so plummes Vorgehen bloßgestellt. Vor allem in der späteren Zeit scheinen sie, durch Erfahrungen gewizigt, lieber nur vorsichtig angetippt zu haben. Eine hübsche, höchst charakteristische Antwort erhielten sie von einem Jumben (Dorfschulzen) bei Tanga; dieser alte Diplomat orakelte folgendermaßen: „Wengereza wazuri lakini . . . Wadeutschi vilevile, die Engländer sind gut, aber . . . die Deutschen auch!“ Wer den Neger

kennt, der versteht, was damit gesagt ist. Afrikanische Höflichkeit. Man redet dem Mächtigen erst mal nach dem Munde, dann ist noch immer Zeit zu einem kleinen Nachsatz für die eigene Meinung. Der Ausspruch erinnert mich an die Antwort, die man bisweilen auf die Frage „Hali gani? Wie geht dir's?“ zu hören bekommt: „Nyema, bwana, lakini mgonjwa sana; gut, Herr — aber ich bin sehr krank.“

Eine Komödie hat ihren Zweck verfehlt, wenn niemand über sie lacht. Das taten, wie uns mannigfach bezeugt wird, am meisten unsere Schwarzen selbst. Sie machten sich lustig über diese komischen Leute, die andere zum Lügen zwingen und das Lügen auch noch mit Geld belohnen. Freilich, wenn auch amüsant, „schauri safi“, pflegten sie zu sagen, „ein sauberes Geschäft“ sei das nicht; aber wenn die Deutschen erst wieder da wären, würde es wieder ordentlich zugehn. „Wollen sie wirklich erfahren, wie wir denken,“ bemerkten Eingeborene in Daressalam, „so müssen zwei kommen, ein Deutscher und ein Engländer. Dann wird jeder von uns für die Deutschen stimmen. Kommt aber der Engländer allein, oder vollends ein englischer Askari mit aufgepflanztem Seitengewehr, dann sagen wir aus Angst alles, was er will.“

Natürlich ist dem Engländer trotz allen Getues die wahre Stimmung des Volks nicht verborgen geblieben. In dem englischen Weißbuch beteuert der Berichterstatter aus Ostafrika zwar seiner Regierung, er sei fest von der aufrichtigen Vorliebe unserer Schwarzen für die englische Herrschaft überzeugt (— „es geht mir gut, Herr“ —), gleichzeitig aber warnt er wiederholt auf's nachdrücklichste vor dem Wagnis einer allgemeinen Volksabstimmung (— „aber ich bin sehr krank“ —).

Noch einen Grad mehr Aufrichtigkeit, und Herr Byatt hätte zugeben müssen, daß die eigentliche Volksabstimmung schon längst und allerorten und immer aufs neue stattgefunden und daß sie einen klaren und eindeutigen Wahrspruch zugunsten Deutschlands ergeben hat. All jene amtlich erpressten oder erschlichenen papiernen Sympathiebescheinigungen für die englische Regierung, was bedeuten sie gegenüber den urkräftig hervorbrechenden Kundgebungen der Liebe und

des Vertrauens zu den Deutschen, deren Zeugen so viele Engländer mit Staunen und Mißbehagen gewesen sind. Schon manches Beispiel wurde berichtet. Nur wenige seien hinzugefügt, die sich in aller Öffentlichkeit vor den Augen des scheelsehenden Feindes abgespielt haben.

Als die ersten kriegsgefangenen Deutschen nach Daresalam kamen, wurde ihnen anfangs gestattet, das Gefangenlager zu verlassen und Besuche in der Stadt zu machen. Bei ihren Gängen durch die Straßen wurden sie aber von den Eingeborenen mit solchem Jubel und solcher Begeisterung begrüßt, daß die Ausgeherlaubnis schon am folgenden Tage zurückgezogen wurde. Die unerwartete Offenbarung der wahren Volksstimmung paßte den Engländern ganz und gar nicht in ihr Konzept.

Je näher der Abschied herantam, um so herzlicher äußerte sich die Anhänglichkeit und die bange Sorge, ob es ein Abschied auf immer sein werde. Als nach dem Abbruch der Feindseligkeiten, im Dezember 1918, die Schutztruppe mit der Bahn vom Tanganjikasee quer durch ganz Ostafrika nach Daresalam befördert wurde, hatten die Deutschen, so streng sie auch bewacht wurden, doch Gelegenheit genug, einen Einblick in die Stimmung bei der schwarzen Bevölkerung jener Landschaften zu bekommen. Überall auf der 1100 Kilometer langen Fahrt war zu beobachten, wie wenig die Eingeborenen mit der schon mehr als zwei Jahre dort eingerichteten englischen Verwaltung zufrieden waren. Alle Schwarzen, die darüber befragt wurden, äußerten sich in diesem Sinne und wünschten die Rückkehr der Deutschen.

Nicht anders war der Eindruck in Daresalam, wo die Schutztruppenangehörigen mehrere Wochen bis zu ihrer Abbeförderung nach Deutschland verbrachten. Von alt und jung bekamen zu hören: „Kommt nur um Gottes willen wieder! Wie soll's uns ohne euch hier gehn? Seht ihr nicht, wie die Engländer unser schönes Land, unser Daresalam verschmutzt und verwüstet haben? Wir wollen deutsch bleiben, und ihr dürft uns hier nicht allein lassen unter der fremden, schlechten Herrschaft!“

Unvergeßlich wird jedem, der's miterlebt hat, das Weis-

nachten 1918 in Daresfalam zu sein. Das Lager der Europäer befand sich dem Askarilager gegenüber. Am Weihnachtstage traten die gefangenen Askaris zusammen und brachten ein dreifaches Hoch auf die Deutschen aus. Ein schwarzer Unteroffizier trat vor und hielt eine Rede: „sie seien sich nicht im Zweifel über die Schwere der gegenwärtigen Lage; sie wüßten aber auch, daß der Streitfall noch nicht erledigt sei (schauri hado halijaischa). Was auch komme, sie würden immer geschlossen auf deutscher Seite sein!“ Und das sagte ein Mann, dem die Deutschen seit Jahren seinen Lohn nicht hatten zahlen können, der Hab und Gut durch den Krieg verloren hatte, und dessen Weib und Kind durch Kriegsseuche gestorben waren. So sprach er im Gefangenenlager, angesichts seiner gefangenen Führer und vor den Augen des triumphierenden Feindes, wohl wissend, daß Deutschland den Krieg verloren hatte.

War das etwa nur die Stimmung der Hauptstadt? Oder gar nur die Stimmung der selbstbewußten unbefiegten Truppe? Weit gefehlt! Als einer der letzten Deutschen im Innern des Landes fuhr Sergeant Kentel von der 11. Feldkompagnie allein mit einem englischen Offizier im Kraftwagen durch die Stadt Labora. Da liefen die Eingeborenen in Scharen zusammen, hielten den Wagen an, umringten ihn, wollten Kentel herausholen und beschworen ihn, er solle bei ihnen bleiben, sie wollten die Deutschen wiederhaben! Englische Askaris kamen dazu, aber die erregte Volksmenge verjagte sie. Der englische Offizier an Kentels Seite mußte gute Miene zum bösen Spiel machen. Kentel sprach den Leuten freundlich zu und beruhigte sie: sie sollten das Auto weiterfahren lassen, es sei noch nicht entschieden, ob das Land den Deutschen bleiben oder den Engländern zufallen werde. Schließlich gaben sie dem Wagen den Weg frei unter stürmischen Rufen: „Die Deutschen müßten wiederkommen.“

Nachdenklich hatte der Engländer diesen leidenschaftlichen Ausbruch der Volksstimmung über sich ergehen lassen. Nun gab er seiner Bewunderung rückhaltlosen Ausdruck: „Ich stehe vor einem Rätsel. Ihr Deutschen habt doch so viel von diesen Leuten verlangt, und jetzt, nach zwei Jahren, hängen sie immer noch so an euch. Nun sagen Sie bloß, wie macht ihr das?“

Wie wir das machen? Die Antwort ist so einfach. Wie es alle machen, die Liebe ernten wollen: wir haben Liebe gesät. Unsere Liebe zu diesem Lande und zu diesen Menschen war uns nicht eine sentimentale Spielerei, nicht eine gleichnerische Vermummung selbstsüchtiger Zwecke, sie war uns echte Herzenssache und eine ernste, heilige Aufgabe. Sie gab sich nicht in tönenden Worten, nicht in bequemem Durch-die-Finger-sehn, sondern sie betätigte sich in Fürsorge und Gerechtigkeit. Mag sie bisweilen geirrt haben — fehlerhafte Menschen sind auch wir —, sie hat doch den Weg zu den Herzen dieser Völker gefunden und klang uns als Echo wider in dem tausendfältigen Abschiedsruf unserer schwarzen Freunde: „Kwa herini, rudini! Lebt wohl! Auf Wiedersehn!“

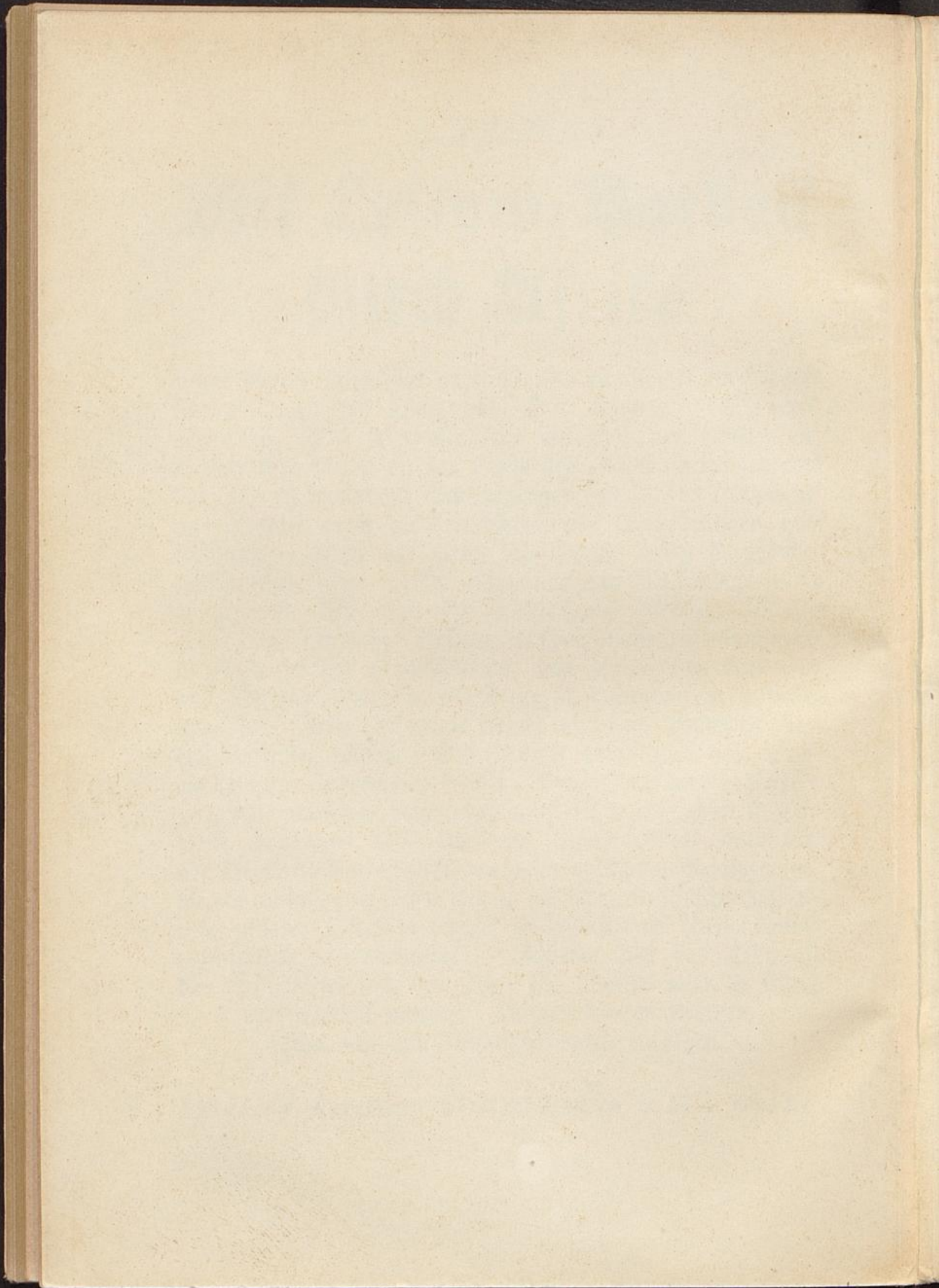
Voranzeige

# Mit Lettow-Vorbeck durch Afrika

Unter diesem Titel läßt unser Verlag demnächst ein bedeutungsvolles illustriertes Werk von Dr. Ludwig Deppe erscheinen. Der Verfasser, der als Arzt den ganzen ostafrikanischen Krieg an der Seite des Generals mitgemacht hat, gibt eindrucksvolle Schilderungen des Lebens in Urwald und Steppe unter all den vielfältigen Entbehrungen und Mühsalen. Nicht der Krieg als solcher wird dargestellt; militärische Dinge werden, soweit es zum Verständnis nötig ist, gestreift. Aber alles Menschliche findet lebendige Wiedergabe: Das Leben der Weißen, die Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten der Eingeborenen, das gemeinsame Kämpfen und Ertragen, die rührende Treue aller Schwarzen in Sieg und Not. Jede Einzelheit beruht auf dem Material, das der Verfasser während des Krieges gesammelt hat, wohl als Einziger so sammeln konnte. Das Buch, dem zahlreiche Originalaufnahmen beigegeben werden, wurde schon in Ostafrika begonnen und auf dem Rücktransport vollendet. Dr. Deppe versteht es, in seinen feuilletonistischen Erzählungen, die ein umfassendes Werk bilden, das übermenschliche Heldentum unserer Ostafrikakämpfer in glänzender Weise kulturgeschichtlich zu beleuchten. — Näheres über den Zeitpunkt des Erscheinens und den Preis des Wertes wird in Kürze veröffentlicht werden. Vorbestellungen nehmen schon jetzt alle Buchhandlungen entgegen.

**Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin**





Martin Lehmann Bremen



